

Portal

Das Potsdamer Universitätsmagazin

Eins 2020



B I O Ö K O N O M I E

Campus-Kunst

Auf Instagram stellen wir Ihnen regelmäßig **#kunstaufdemcampus** vor – ausgewählte Kunstwerke auf dem Gelände der Universität finden Sie außerdem in der Portal. In der zweiten Folge geht es nach Golm. Wer kennt das nicht: Man sitzt in der Bibliothek, über Bücher oder Tastatur gebeugt, und die Müdigkeit kriecht über die Beine und den Bauch zum Kopf. Jetzt ein Bett! Der Blick wandert im Raum herum. Überall Stühle, Tische, Wände, hart und unbequem. Doch hoch oben, an der Decke, zeigt sich die Rettung. Ein weiches, kuschliges, einladendes Bett. Gibt's nicht? Doch! Im IKMZ in Golm hängt es. Wer es noch nicht gesehen hat, muss ein Traumtänzer sein. Zusammen mit der Tisch-Stuhl-Kombi im Treppenhaus, dem hängenden, steinernen Buchfundus im Zeitungsarchiv (Regal „Na“) und dem Schriftzug über dem Nordeingang bildet die ungemachte Schlafstatt das Kunstwerk „Spiritus Familiaris“. Mit ihrem Entwurf hatte die Architektin Anika Gründer 2014 den eigens fürs IKMZ ausgeschriebenen Wettbewerb gewonnen, 2015 wurde er ausgeführt. Traumhaft schön! (mz)

 www.instagram.com/unipotsdam



Impressum

Portal – Das Potsdamer Universitätsmagazin
ISSN 1618 6893

Herausgeber:
Referat für Presse- und Öffentlichkeitsarbeit

Redaktion: Dr. Silke Engel (verantwortlich), Dr. Jana Scholz

Mitarbeit: Dr. Barbara Eckardt, Dr. Silke Engel,
Antje Horn-Conrad, Heike Kampe, Magda Pchalek,
Ulrike Szameitat, Matthias Zimmermann

Anschrift der Redaktion:
Am Neuen Palais 10, 14469 Potsdam
Tel.: (0331) 977-113 198, -1474, -1496
Fax: (0331) 977-1130
E-Mail: presse@uni-potsdam.de

Online-Ausgabe:
www.uni-potsdam.de/de/up-entdecken/upaktuell/universitaetsmagazine

Layout/Gestaltung: unicom-berlin.de

Titelillustration:
monströös, Mareike Graf

Redaktionsschluss für die nächste Ausgabe:
7. September 2020

Formatanzeigen:
unicom MediaService
Tel.: (030) 509 69 89 -15, Fax: -20
Gültige Anzeigenpreisliste: Nr. 2
www.hochschulmedia.de

Druck: Kern GmbH

Auflage: 4.000 Exemplare

Nachdruck gegen Belegexemplar bei
Quellen- und Autorenangabe frei.

Die Redaktion behält sich die sinnwahrende
Kürzung eingereicherter Artikel, einschließlich der
Leserbriefe, vor.

Viele Artikel in diesem Heft finden Sie in einer längeren
Fassung online unter: www.uni-potsdam.de/nachrichten

Liebe Leserinnen und Leser.

Ein bisschen sperrig ist es schon, dieses Wort: Bioökonomie. Noch ist es vielleicht nicht in aller Munde, aber das könnte sich dieses Jahr ändern. Immerhin ist es das Thema des Wissenschaftsjahres 2020. Und selbst wenn „Bioökonomie“ dem einen oder anderen schwer über die Lippen geht – sie umgibt uns bereits. Das lässt sich auch an den zahlreichen Projekten erkennen, die sich an der Universität Potsdam mit der nachhaltigen Nutzung nachwachsender Ressourcen beschäftigen.

In dieser Ausgabe des Unimagazins Portal stellen wir Ihnen Menschen vor, die Bausteine erarbeiten für eine moderne, biobasierte Wirtschaft, die biologische Materialien, Pflanzen, Tiere und Mikroorganismen umweltschonend und effizient nutzt. Eine brandenburgische Initiative zum Beispiel bringt Landwirte und Lehrer, Vertreter aus Verwaltung, Einzelhandel oder Umweltschutzorganisationen zur bioökonomischen Wende ins Gespräch. Eine Informatikerin und eine Agrarwissenschaftlerin erklären, was die Digitalisierung in der Landwirtschaft leisten kann, und wir erfahren, wie die Universität weiter Treibhausgas einsparen wird. Ernährungswissenschaftler kultivieren Algen und Salzpflanzen, um unseren Gaumen an veränderte (land-)wirtschaftliche Bedingungen zu gewöhnen. Ob schon Alexander von Humboldt die Welt durch die Bioökonomie-Brille gesehen hat? Wie entwickeln Chemiker abbaubare Polymere? Und wie können Heilpflanzen Tropenkrankheiten bekämpfen? All dies in unserer Titelgeschichte.

Wie immer haben wir uns auch auf dem Campus umgesehen und dabei interessante Geschichten aufgespürt. Wie studiert es sich eigentlich mit Mitte 60 – und wie ist es, als Schüler Uni-Luft zu schnuppern? Sie erfahren, wer außer Studierenden und Beschäftigten noch in den Hallen des Hochschulsports boxt und warum es so wichtig ist, sich für die Belange ausländischer Studierender einzusetzen. Botaniker zeigen uns die Flora Sansibars und zwei junge Gärtner nehmen uns mit in die Potsdamer Pflanzenwelt; wir erfahren, warum botanisches Wissen gar nicht altmodisch ist und Ernten auch Studierenden Spaß macht. Ein Spitzensportler mit Aussichten auf Olympia erklärt, warum fünf Sportarten besser sind als eine. Wir haben uns über die Gender Studies informiert und über neue Lernroboter an Schulen. Lesen Sie, wie die Universitätsschule aussehen kann und ob der Amerikanische Traum wahr geworden ist! Ob Vitamin C in der Krebstherapie eingesetzt werden könnte, warum sich ein Besuch in deutschen Geoparks lohnt und wie sich Rechtsextremismus in Deutschland entwickelt – wir haben uns schlau gemacht. 15 unverblühte Fragen hat uns ein Ernährungswissenschaftler beantwortet. Und wir wollten noch mehr wissen: Wie das Wetter eigentlich bei Shakespeare ist, warum das Lehramt der tollste Beruf der Welt ist, wie die Potsdamer Konferenz die Welt veränderte und welche optischen Schätze sich im Fotoarchiv der Uni Potsdam verbergen. Zuletzt erfreuen Sie sich doch an einigen verbalen Schätzen, die hier und da an der Universität gehoben werden.

Dr. Jana Scholz
Portal-Redakteurin

Inhalt

- 06 **TITEL**
Alles hängt zusammen
Die Illustratorin Mareike Graf hat Ideen für ein biobasiertes Leben und Wirtschaften ins Bild gesetzt
- 08 **TITEL**
Erdöl war gestern, was kommt morgen?
Potsdamer Forschende entwickeln regionale Zukunftsstrategien für die bioökonomische Wende
- 10 **TITEL**
Alles bio – und digital!
Warum die Bioökonomie mit den Mitteln der Digitalisierung die Welt retten kann
- 12 **TITEL**
Emissionen deutlich reduzieren
Die Universität hat ein Klimaschutzkonzept aufgestellt
- 14 **TITEL**
Essen für die Zukunft
Warum Algen und Salzpflanzen zunehmend unseren Speiseplan bestimmen könnten
- 15 **TITEL**
War Alexander von Humboldt Bioökonom?
Der Romanist Ottmar Ette über das transdisziplinäre Denken des Naturforschers
- 16 **TITEL**
Zukunft aus Biomasse
Wie Potsdamer Chemiker aus Zellulose Plastik herstellen
- 17 **TITEL**
Die medizinische Schatztruhe der Natur
Potsdamer Chemiker erforschen mit afrikanischen Kollegen neue Wirkstoffe aus Pflanzen

- 18 **CAMPUSLEBEN**
„Komplett normal“
An der Universität Potsdam gibt es keine Altershöchstgrenze fürs Studieren. Zwei ältere Semester über Neuanfänge mit über 60 Jahren
- 20 **CAMPUSLEBEN**
Mehr als Schnuppern
64 Schülerinnen und Schüler fanden über das Juniorstudium schon ihren Weg auf den Campus. Drei von ihnen haben wir getroffen
- 22 **VIELFALT**
Boxen gegen die Angst
120 Kinder und Jugendliche trainieren im Projekt „Fair in Potsdam“ des Universitätsportvereins. Viele von ihnen haben Fluchterfahrung
- 24 **ENGAGIERT**
Ehrenamt aus Leidenschaft
Maimouna Ouattara setzt sich für die Belange von ausländischen Studierenden ein
- 26 **INTERNATIONAL**
Unterwegs in Sansibar
Potsdamer Wissenschaftler auf Forschungsreise in Ostafrika
- 28 **MEIN ARBEITSTAG**
„Am Ende des Tages sieht man, was man geschafft hat“
Kirsten Beyer und Kiron Wahl sind Gärtner im Botanischen Garten
- 30 **NAHAUFNAHME**
Profi mit Profil
Marvin Dogue ist Profisportler und studiert Betriebswirtschaftslehre. Als moderner Fünfkämpfer liebt er die Abwechslung
- 32 **DAS GESPRÄCH**
Vorwürfe und Aufbruchsstimmung
Die Gleichstellungsbeauftragte Christina Wolff und die Soziologin Dr. Käthe von Bose über die Gender Studies



08



30



44



56

34 **LABORBESUCH**
Lernen mit gutem Gefühl
Die Bildungswissenschaftlerin Rebecca Lazarides will Roboter zu sozial kompetenten Lernbegleitern machen

36 **LEHRE**
Frei Raum Gedanken
Pädagogik und Architektur im Dialog – für eine Universitätsschule in Golm

38 **FORSCHUNG**
Klischee oder Chance?
Die Psychologin Andrea Hasl hat den amerikanischen Traum unter die Lupe genommen

40 **TRANSFER**
Hilft Vitamin C gegen Krebs?
Potsdamer Ernährungswissenschaftler betrachten den Klassiker im neuen Licht

42 **UNI FINDET STATT**
Wissenschaft unter freiem Himmel
Nationale Geoparks vermitteln Geologie als Naturerlebnis

44 **PERSONALIA**
Global mit Blick auf Afrika
Die neu ernannte Professorin für Globalgeschichte Marcia C. Schenck erforscht Migrationsbewegungen

46 **EXPERTENANFRAGE**
„Demokratie verteidigt man mit Demokratie“
Der Rechtsextremismus-Forscher Gideon Botsch über den Rechtsruck in Deutschland

48 **GRÜNE UNI**
Weder altmodisch noch überholt
Starke Botanik an der Universität

49 **GRÜNE UNI**
Von alten Sorten und jungem Gemüse
Studierende gärtnern in Golm

50 **DER PORTAL-FRAGEBOGEN**
Es antwortet: Gerhard Püschel

51 **WISSEN KURIOS**
Der Literaturwissenschaftler Johannes Ungelenk antwortet auf die Frage: Wie ist das Wetter bei Shakespeare?

52 **NACHSWUCHS**
Lehrerzimmerplausch
Zwei Absolventen tauschen sich jeden Freitag im eigenen Podcast über den Alltag im Klassenzimmer aus

54 **ES WAR EINMAL**
75 Jahre Potsdamer Konferenz

56 **ZEITREISE**
Endlich zu Hause!
Warum das HPI auch 2020 seinen 20. feiern kann

58 **UNI-WORT**
Von Wortungetümen und strangulierten Verben

TITEL

Alles hängt zusammen

Die Illustratorin Mareike Graf hat Ideen für ein biobasiertes Leben und Wirtschaften ins Bild gesetzt





TITEL

Erdöl war gestern, was kommt morgen?

Potsdamer Forschende entwickeln regionale Zukunftsstrategien für die bioökonomische Wende



HEIKE KAMPE

Das Ziel ist nichts Geringeres als der Umbau des Wirtschaftssystems. Künftig wird sich unsere Ökonomie nicht mehr auf fossile Träger, sondern auf nachwachsende Ressourcen stützen. Auf dem Weg dorthin gibt es viel Redebedarf. Potsdamer Wissenschaftler untersuchen, wie Akteure auf der regionalen Ebene zueinander finden, um erfolgreich in der Bioökonomie anzukommen.

Wenn man das Büro von Dr. Edzard Weber betritt, fühlt man sich ein wenig in die eigene Kindheit zurückversetzt. „Das traut sich zwar niemand zu sagen, aber es ist genau das, was ich hören möchte“, sagt der Wirtschaftsinformatiker. Auf den Tischen ist es bunt: Tierfiguren aus Holz und Gummi, Papier in allen Farben, Kärtchen mit Pflanzenbildern, Wolle und jede Menge Bastmaterial liegen hier bereit. Es sind Arbeitsutensilien für Workshops, die Weber gemeinsam mit dem Biologie-Doktoranden Björn Huwe vom Wissenschaftsladen Potsdam entwickelt. „In den frühen Lebensjahren haben wir unsere Welt alle haptisch modelliert und begriffen, bis wir es in Schule und Studium durch abstrahierendere Fachmethoden und -sprachen weitestgehend ersetzt haben“, erklärt der Wissenschaftler. Das haptische Prinzip möchte er in die Welt der Erwachsenen zurückholen, um komplexere Fragen und Probleme zu bearbeiten, die allein durch Worte schwierig zu vermitteln sind.

„Es ist eine Sprache, die jeder sofort verstehen kann“, sagt Weber und nimmt ein kleines Tier aus Plastik in die Hand. „Und zwar unabhängig vom beruflichen oder sozialen Hintergrund.“ Die Teilnehmenden seiner Workshops kommen aus brandenburgischen Gemeinden, es sind Landwir-

te und Lehrer, Vertreter aus der Verwaltung und dem Einzelhandel oder auch von Umweltorganisationen. Anfassen, schneiden, falten, anordnen, bauen und im wahrsten Sinne des Wortes „begreifen“ – das alles ist hier ausdrücklich erwünscht. Es geht um neue Zukunftsstrategien, um Leitbilder, Visionen und Chancen für die Gemeinden – und vor allem darum, wie der Umbau der Wirtschaft hin zu einer Bioökonomie gelingen kann, die sich von fossilen Rohstoffen verabschiedet und stattdessen auf nachwachsende Ressourcen baut.

„DiReBio“ heißt das vom Bundesforschungsministerium geförderte Projekt, das den gesellschaftlichen Diskurs zum anstehenden Wandel in der Wirtschaft mit neuen Instrumenten vorantreiben will. Drei Kooperationspartner tragen DiReBio: das Leibniz-Institut für Agrartechnik und Bioökonomie e.V. (ATB), der Wissenschaftsladen Potsdam e.V. und die Universität Potsdam.

„Szenarienmodellierung“ nennen Weber und Huwe die Methode, mit der sie ihre Workshopteilnehmer dazu bringen, ihre Region bildhaft darzustellen, zu analysieren und schließlich vielversprechende Zukunftsvisionen zu erarbeiten. Die anfängliche Zurückhaltung weicht rasch einem konzentrierten Arbeiten. „Nach den ersten zwei, drei Minuten herrscht pure Glückseligkeit“, sagt Edzard Weber über die ersten Testläufe. Am Ende dieser ersten Phase steht ein Modell der Region, das sämtliche wichtigen Merkmale abbildet und auf einen Blick begreifbar macht: Welche Infrastruktur ist vorhanden? Welche Industrie- und Wirtschaftszweige gibt es? Welche Rohstoffe und Ressourcen sind in der Umgebung vorhanden? Dieses Ausgangsszenario ist die Grundlage für den folgenden Arbeitsschritt, in dem die Teilnehmenden Konzepte dafür entwickeln, wie ihre



**Wir entwickeln
neue Lernformate
und machen
Bioökonomie
erfahrbar.**



**ZUKUNFT ZUM ANFASSEN
IM PROJEKT „DIREBIO“**



Gemeinden in der Bioökonomie ankommen und bestehen können.

Insektenzuchtanlagen als Proteinquelle für Futtermittel, Mikroalgenfarmen für Bioethanol oder Dämmmaterial aus Hanffasern – die Möglichkeiten der biobasierten Wertschöpfungen sind vielfältig. Die Forscherinnen und Forscher der drei Kooperationspartner vermitteln in kurzen Impulsvorträgen, was alles machbar ist. Was davon am besten für die jeweilige Region geeignet ist, diskutieren die Akteure intensiv mithilfe der physischen Modelle. Ihre Erkenntnisse und Visionen tragen sie in ihre Gemeinden, wo der wirtschaftliche Wandel schließlich umgesetzt werden muss.

Den Bogen von der Theorie zur Praxis schlägt der Wissenschaftsladen Potsdam e.V., der auf dem Gelände des freiLand-Kulturzentrums angesiedelt ist. Hier, in der bioPunk.kitchen, die wie ein Biotechnologielabor im Miniaturformat eingerichtet ist, gibt es Bioökonomie zum Ausprobieren und Anfassen. „Biologie-Küche“ nennt Björn Huwe den Experimentierraum, der extra für DiReBio entwickelt wurde. Ein selbstkonstruierter Klimaschrank für Algen-, Pilz- oder Bakterienkulturen, eine Mini-Reinluftbank und ein Autoklav für keimfreies Arbeiten, zahllose Gläschen, Kolben, Pipetten und Werkzeug für biotechnologische Experimente warten hier auf Ideen und ihre Umsetzung. Das mobile Labor kann auch verreisen und an jedem möglichen Ort eingesetzt werden – etwa in Schulen.

Vor allem für Kinder und Jugendliche ist der Experimentierraum gedacht. Sie sollen sich selbst Gedanken darüber machen, wie Produkte der Bioökonomie aussehen und vermarktet werden können. „Wir entwickeln neue Lernformate und



machen Bioökonomie erlebbar und erfahrbar“, erklärt Huwe. Innovative Ideen sind eine Voraussetzung, um die Wirtschaft erfolgreich zu transformieren. Eine weitere ist das Wissen darum, wie biobasierte Materialien verarbeitet und entwickelt werden können. Beides soll hier vorangebracht werden.

Eines der ersten Ergebnisse aus der bioPunk.kitchen besteht aus Holz, Kaffeesatz und Pilzen. Das Material ist fest, gleichzeitig leicht und lässt sich in jede erdenkliche Form bringen. Für Festigkeit sorgen die Pilzhyphen, die Holz- und Kaffeepartikel durchwachsen haben und wie Klebstoff binden. Vielleicht steht diesem Produkt als Baustoff oder Dämmmaterial eine große Zukunft bevor.

„Bioökonomie beginnt vor der Haustür“, erklärt Edzard Weber. Es sei wichtig, dass die Menschen die Veränderungen nicht nur akzeptieren, sondern sie auch als große Chance begreifen, die es zu nutzen gilt.

”

**Bioökonomie beginnt
vor der Haustür.**

An jedem dritten Montag im Monat sendet das Freie Radio Potsdam in Zusammenarbeit mit DiReBio um 16 Uhr eine Sendung zur Bioökonomie mit Experten aus Wissenschaft und Wirtschaft: <http://frapo.de/player>

TITEL

Alles bio – und digital!

Warum die Bioökonomie mit den Mitteln der Digitalisierung die Welt retten kann



2020 ist das Jahr der Bioökonomie und alle Welt redet davon. Aber was genau ist Bioökonomie? Und was ist der nächste Schritt, die Digital Bioeconomy? Matthias Zimmermann wollte es genau wissen und fragte daher zwei Wissenschaftlerinnen, die diese mitentwickeln – die Direktorin des Leibniz-Instituts für Agrartechnik und Bioökonomie (ATB) Prof. Dr. Annette Prochnow und Prof. Dr. Ulrike Lucke vom Institut für Informatik und Computational Science (IfI).

Bioökonomie ist seit einiger Zeit in aller Munde. Was ist damit gemeint?

Annette Prochnow: Wir am ATB verstehen darunter eine biobasierte Kreislaufwirtschaft. Genauer gesagt basiert sie auf Biomasse, biologischen Prozessen und biologischem Wissen. Was dazu gehört, lässt sich in drei Säulen beschreiben: Die erste Säule ist die Bereitstellung von Biomasse durch Land- und Forstwirtschaft, Fischerei usw. Die zweite Säule umfasst die Nutzung der Biomasse für unsere Ernährung und die dritte die stoffliche und energetische Nutzung. Wir sehen das – im Idealfall – als Kreislaufwirtschaft. Das ATB forscht klassischerweise zu Pflanzenbau und Tierhaltung, aber unsere drei Forschungsprogramme decken inzwischen alle genannten Säulen ab.



Wir wollen der Natur wieder näherkommen – und so die Kreisläufe stabiler machen.

Warum ist der Begriff aktuell so populär?

Prochnow: Weil man mithilfe der Bioökonomie eine wichtige Herausforderung bewältigen kann, vor der die Menschheit steht: die ausreichende

Versorgung der Weltbevölkerung mit Nahrungsmitteln und den Ersatz fossiler Rohstoffe durch erneuerbare.

Ulrike Lucke: In den letzten Jahrhunderten verfuhr die Menschheit mit den Ressourcen der Erde eher im Einbahnstraßenmodus. Jetzt zeigt sich, dass das Ende dieser Straße erreicht ist.

Digital Bioeconomy – was ist das?

Lucke: Digital Bioeconomy führt bioökonomische Forschung mit den Möglichkeiten der Digitalisierung zusammen. Sie braucht nicht nur neueste Sensortechnologie für immer detailliertere Messungen, sondern auch Modelle und Algorithmen, um das System zu beschreiben, sein Verhalten vorherzusagen. Leider verlangt Technik immer nach Standardisierung – dem Gegenteil der Vielfalt, die wir da vorfinden. Deshalb müssen wir weg von diesem Standardisierungsansatz, mit dem wir schon vorwegnehmen, was wir vorfinden werden. Vielmehr müssen wir uns Mechanismen überlegen, wie wir zum Beispiel mit unerwarteten Sensorwerten umgehen.

Ist die digitale Bioökonomie in der Praxis schon angekommen?

Prochnow: Tatsächlich findet man davon im Alltag noch erstaunlich wenig, wenn man bedenkt, dass dazu schon zwei Jahrzehnte geforscht wird. Aber der Einsatz muss sich eben ganz konkret rechnen – und bis dahin dauert es mitunter lange. Vielversprechende Ansätze gibt es beispielsweise für eine spezifische Düngung oder den Pflanzenschutz. Früher ging man mit der Hacke



übers Feld und hat punktgenau das Unkraut entfernt. Heute wird voll mechanisiert gespritzt und gedüngt – mit Maschinen, die auf 30 Metern Breite oder mehr Dünge- oder Pflanzenschutzmittel einheitlich ausbringen. Wenn man mithilfe von Sensoren automatisch erkennen könnte, wo was steht und gedeiht, ließe sich punktgenau düngen oder sprühen. Das würde Düngemittel sparen und dafür sorgen, dass Pestizide nur dort gespritzt werden, wo es nötig ist.

Lucke: In der Tierhaltung wiederum wird Futter schon individualisiert ausgegeben ...

Prochnow: Stimmt, das gibt es schon länger. Dabei wird etwa nach gegebener Milchmenge die Kraffuttermenge bestimmt. Ein anderes großes, weil sehr komplexes Thema ist die Frage, wie sich das Tierwohl messen lässt ...

Lucke: Das ist auch für die Informatik äußerst spannend. Immerhin ist es eine besondere Herausforderung herauszufinden, wie es der Kuh geht, ohne sie mit Sensoren zu belasten. So gibt es Ansätze, die Kuhställe mit Kameras auszustatten, um etwa die Bewegungsmuster der Tiere zu erfassen und auszuwerten: Wann bewegen sie sich wie viel? Gibt es ungewöhnliche Ruhezeiten? Gehen sie normal oder humpeln sie? Sogar die Mimik von Kühen lässt sich algorithmisch analysieren, um ihr Wohlbefinden zu bestimmen.

Prochnow: Hier am ATB wurde genau dazu ein Start-up ausgegründet: Es geht darum, die Atemfrequenz von Kühen zu analysieren, um daraus Rückschlüsse auf ihr Gesamtbefinden zu ziehen.

Wohin geht die Reise der Bioökonomie?

Prochnow: Wir hoffen, dass wir die bioökonomischen Kreisläufe so anpassen können, dass sie unseren Bedürfnissen ebenso entsprechen wie denen der Tiere, Pflanzen und Mikroorganismen ringsum. Wir wollen der Natur wieder näherkom-



**ANNETTE PROCHNOW,
NIELS LANDWEHR UND
ULRIKE LUCKE (V.L.N.R.)**



men – und so die Kreisläufe stabiler machen. Ob sie dadurch immer auch produktiver werden, sei dahingestellt, aber auf jeden Fall umwelteffizienter.

Lucke: Effizienzdebatten orientieren sich oft an den kurzfristigen Kosten. Das ist gefährlich. Denn in der Breite und langfristig gesehen, sind die Gesamtkosten dadurch oft höher. Investitionen in ausgewogene bioökonomische Kreisläufe wären nicht nur umweltschonend, sondern könnten auch die Gesamtkosten senken.

Wie entstand die Zusammenarbeit zwischen dem ATB und dem Ifl?

Prochnow: Wir entwickeln seit Jahren viele Sensoren, sammeln Unmengen an Daten – in denen wir langsam „ertrinken“. Wir haben einen enormen Bedarf an datenbasierten Anwendungen, Machine Learning und Wissensmodellierung. Deshalb sind wir auf das Ifl zugegangen.

Lucke: Die Initiative ist bei uns im Institut auf fruchtbaren Boden gefallen. Viele Kollegen haben daran Interesse. Inzwischen ist mit der Professur für „Data Science in Agriculture“ daraus sogar schon eine gemeinsame Berufung entstanden.

Prochnow: Und wir wollen unsere Zusammenarbeit weiter intensivieren. Bald sollen gemeinsame Forschungsprojekte folgen.

TITEL

Emissionen deutlich reduzieren

Die Universität hat ein Klimaschutzkonzept aufgestellt



ANTJE HORN-CONRAD



Rund 80 konkrete Vorschläge kamen von Studierenden und Beschäftigten.

Die Universität Potsdam will in den kommenden Jahren ihre CO₂-Emissionen deutlich reduzieren und spätestens bis 2050 klimaneutral sein. Die Maßnahmen dafür wurden Anfang des Jahres in einem gemeinsam mit vielen Mitgliedern der Universität entwickelten Klimaschutzkonzept vorgestellt. Das vom Senat einstimmig verabschiedete Programm sieht die wichtigsten Handlungsfelder bei Liegenschaften, Energieeffizienz und Erneuerbaren Energien, universitärer Lehre, Green IT, Ernährung, Mobilität sowie Beschaffung und Entsorgung. Das Konzept wurde mit externer Beratung und mit Hilfe von Fördermitteln aus der nationalen Klimaschutzinitiative des Bundes erstellt. Rund 80 konkrete Vorschläge kamen von Studierenden und Beschäftigten, die zuvor geholfen hatten, Einsparpotenziale von Treibhausgasen zu identifizieren: „Das Know-how so vieler Universitätsmitglieder und der überaus hilfreiche Wissensaustausch in gemeinsamen Workshops haben maßgeblich zur hohen Qualität der Analysen und der nun vorgeschlagenen Maßnahmen beigetragen“, sagt Kanzler Karsten Gerlof.

Für Klimaschutz sensibilisieren

In der Analyse zeigte sich, dass die CO₂-Emissionen der Universität im Wesentlichen im Verkehrssektor und bei den Liegenschaften verursacht werden. 2018 wurden insgesamt 23,816 Tonnen CO₂-

Äquivalente emittiert. Wegen der Umstellung auf Ökostrom waren dies bereits über 20 Prozent weniger Treibhausgasemissionen als noch fünf Jahre zuvor. Langfristig sollen weitere 51 Prozent eingespart werden. Viele der dafür entwickelten Maßnahmen kann die Universität allein durchführen, andere erfordern gemeinsames Handeln mit Partnern wie dem Studentenwerk, dem Landesbetrieb für Bauen und Liegenschaften oder den Anbietern des Öffentlichen Personennahverkehrs. „Um sicherzustellen, dass die Umsetzung des Konzeptes auch tatsächlich gelingt, wollen wir in den kommenden Monaten innerhalb und außerhalb der Universität verstärkt für Fragen des Klimaschutzes sensibilisieren und motivieren, sich aktiv zu beteiligen“, so Karsten Gerlof.

Vorlesungen zu Nachhaltigkeit und Klimawandel

Ein Weg dorthin führt über die Lehre. Das Klimaschutzkonzept sieht vor, alle relevanten Lehrangebote der Universität zu sammeln, die Studierenden kompakt zu informieren und die Lehrenden zu vernetzen. Interdisziplinäre Ringvorlesungen, etwa zu den UN-Nachhaltigkeitszielen oder zum Klimawandel, sollen die Themen noch stärker in der universitätsinternen Diskussion verankern und aus unterschiedlicher Perspektive aktuelle Forschungsergebnisse präsentieren. Dabei wird mit vielen Professuren der Universität und mit bestehenden Initiativen zusammengearbeitet.

Solarstrom und Geothermie

Die Universität bezieht seit 2014 Ökostrom und deckt bei Neubauten Teile des Wärme- oder Kältebedarfes aus erneuerbaren Energien. So verfügen die neuen Drittmittelgebäude in Golm und Griebnitzsee über Photovoltaik bzw. Geothermieanlagen. Schon bei früheren Renovierungen wurde die Chance genutzt, Photovoltaik zu installieren, etwa am Haus 14 und an der Sporthalle in Golm. Zudem speist die Anlage der studentischen Initiative UniSolar Potsdam e.V. am Golmer Haus 6 Solarstrom ins öffentliche Netz ein. Mit finanziellen Anreizen fördert die Universität auch das Sparen von Heizenergie. Diese Beträge sollen wiederum für eine bessere technische Ausrüstung oder die fachliche Weiterbildung der Beschäftigten eingesetzt werden. Hinweise zum Energiesparen gibt das Hochschulgebäudemanagement, zum Beispiel für den Austausch von Leuchtmitteln, Thermostaten oder Kühlgeräten.

Ressourcen sparen

Nicht immer aber muss ein älteres, noch funktionierendes Gerät durch ein neues ersetzt werden. Generell sollen Ressourcen gespart werden, Recyclingprodukte genutzt und bestimmte Stoffe wiederverwendet werden. In den Büros gilt es, komplett auf Recyclingpapier umzustellen. Über die Standardeinstellung bei Druckern auf doppelseitigen Ausdruck lassen sich große Mengen an Papier sparen. Außerdem können papierintensive Prozesse, wie etwa bei Klausuren oder in der internen Kommunikation, zunehmend digitalisiert werden.

Nachhaltig mobil sein

Die Möglichkeiten der IT und der Videotechnik der Uni sollen künftig viel stärker als bisher für kleine Konferenzen und Besprechungen genutzt werden, auch um Dienstfahrten zu reduzieren. Bei Reisen im In- und Ausland wird angeregt, Kurz- und Mittelstreckenflüge durch Bahnfahrten zu ersetzen. Ein universitätsinterner Klimafonds, der aus Abgaben für Flugreisen gespeist wird, soll Mittel für klimafreundliche Projekte zur Verfügung stellen. Auf dem Weg zu mehr nachhaltiger Mobilität will die

Universität mit ihren städtischen Partnern die Infrastruktur für das Fahrradfahren und die Anbindung an den öffentlichen Personennahverkehr weiter verbessern. Konkrete Maßnahmen sind die Optimierung des Bus- und Bahnfahrplans, ein Mobilitätskonzept, die Anschaffung von Dienstfahrrädern für Beschäftigte und ein vergünstigtes Firmenticket im Verkehrsverbund VBB.

Müll vermeiden

Nicht zuletzt widmet sich das Klimaschutzkonzept dem Thema Müll, der mit umgerechnet 486 Tonnen CO₂ ins Gewicht fällt, etwa 2,8 Prozent der CO₂-Bilanz der Universität. Über die zentrale Beschaffung von Inventar, IT-Geräten und Verbrauchsmaterialien, aber auch durch Aufklärung und bewusstes Verhalten soll Müll reduziert werden. Papier-, Bio-, Kunststoff-, Glas und Restmüll gilt es konsequent zu trennen. Als Pilotprojekt werden in den Fluren mehrerer Gebäude Getrennt-Sammler aufgestellt. Für große Mengen gibt es bereits an allen Unistandorten spezielle Container. Sondermüll kann wöchentlich am zentralen Chemikalienlager abgegeben werden. Für Mobiliar, Tonerkartuschen und Druckmodule existiert eine interne Wertstoffbörse.

Um alle Maßnahmen koordinieren zu können, wurden erneut Fördermittel für ein sogenanntes Klimaschutzmanagement beantragt. „Aber auch in der nun folgenden Umsetzung des Konzeptes bleibt es dabei: Nur wenn eine große Zahl an Unimitgliedern mitwirkt, wird ein merklicher Effekt zu erzielen sein“, sagt Kanzler Karsten Gerlof und setzt auf das Engagement der Beschäftigten und Studierenden.



Die Universität könnte spätestens bis 2050 klimaneutral sein.



TITEL

Essen für die Zukunft

Warum Algen und Salzpflanzen zunehmend unseren Speiseplan bestimmen könnten



DR. JANA SCHOLZ

Es sind radikale Zukunftsszenarien, die die Forschung derzeit beschäftigt: Meeresspiegelanstieg, Dürren und Überflutungen drohen, landwirtschaftlich nutzbaren Boden zu vernichten. Und der wachsende Bedarf an Wohnraum trägt schon jetzt dazu bei, dass mehr und mehr Agrarflächen zurückgedrängt werden. Die aktuelle weltpolitische Situation mit Akteuren wie den USA oder China, die zunehmend den Außenhandel einschränken, könnte dazu führen, dass Staaten stärker auf die Produktion im eigenen Land angewiesen sind. „No land“ und „No trade“, so lauten die beiden Extrem-Szenarien, die Forscherinnen und Forscher im vom Bundesministerium für Bildung und Forschung geförderten Projekt „food4future“ vor Augen haben. Doch sie arbeiten schon an den Lösungen: die in Gestalt von Lebensmitteln aus Makroalgen und salztoleranten Pflanzen in unseren Mägen landen könnten.

Susanne Baldermann, Professorin für Lebensmittelchemische Analytik sekundärer Pflanzenstoffe an der Universität Potsdam und am Leibniz-Institut für Gemüse- und Zierpflanzenbau (IGZ), nimmt in einem der Teilprojekte Makroalgen sowie Halophyten unter die Lupe. Makroalgen sind großblättrige Meeresalgen, während Halophyten, also Salzpflanzen, auf salzhaltigen Böden gut gedeihen. So wachsen seit Mitte 2019 in den Laboren am IGZ in Großbeeren sowohl Braun-, Grün-, und Rotalgen als auch Queller, Wildkohl und Quinoa.

In Smoothies, Pesto oder Brot sollen sie in naher Zukunft unseren Speiseplan bereichern. Das hat nicht nur ökologische Vorteile, sondern würde auch der Gesundheit zugutekommen. „Sowohl Algen als auch Salzpflanzen wie Wildkohl und Queller, die zum Beispiel in Küstenregionen zuhause



HALOPHYTEN (O.) UND MAKROALGEN (U.)



sind, haben viele günstige bioaktive Inhaltsstoffe“, erklärt die Lebensmittelchemikerin Susanne Baldermann

und nennt Antioxidantien, Glucosinolate, Mineralstoffe und Spurenelemente. Algen sind zudem reich an Omega-3-Fettsäuren, die sonst vor allem in Fisch enthalten sind. Beide Organismen könnten auch eine Quelle für Proteine und somit eine gute Alternative zu tierischem Eiweiß sein.

Weltweit versalzen die Böden zunehmend und Pflanzen sind erhöhtem Stress ausgesetzt. Die nachhaltige Kultivierung von Organismen, die an salzhaltige Böden oder Salzwasser gut angepasst sind, kann einen Beitrag leisten um die globale Ernährung zu sichern – da sind sich die Forscherinnen sicher. „Im Moment sind wir dabei, die Kultivierung in künstlichen Räumen zu erproben“, sagt Monika Schreiner, Koordinatorin des Verbundprojekts und Professorin am IGZ. Denn die Vision ist der regionale, platzsparende Anbau – zum Beispiel mitten in der Stadt. Die Wissenschaftlerinnen wollen ganz neue Orte zur Kultivierung erschließen, wie ungenutzte Tunnelsysteme, Begleitflächen an S-Bahn-Strecken oder Industriebrachen. Die passenden Behältnisse werden in einem anderen Teilprojekt am Fraunhofer-Institut für Angewandte Polymerforschung (IAP) produziert. „Und zwar aus Leichtbaumaterialien, wie man sie ähnlich aus dem Flugzeugbau kennt“, erklärt Projektmanagerin Julia Vogt.

Ein erstes Produkt ist schon fast bereit für den Markt: ein Smoothie aus Halophyten, den das Team gemeinsam mit Partnern aus der Wirtschaft kreiert hat.

War Alexander von Humboldt Bioökonom?

Der Romanist Ottmar Ette über das transdisziplinäre Denken des Naturforschers

Humboldt kann man eigentlich nicht als Bioökonom bezeichnen. Er lebte ja viel früher und die Entwicklung der Bioökonomie ist ein relativ neues technologisches und wissenschaftsgeschichtliches Faktum. Aber in seinem Denken finden sich bioökonomische Ansätze, die sich insbesondere auf seiner amerikanischen Reise von 1799 bis 1804 ausbildeten. Etwa in seinem Werk „Naturgemälde der Tropenländer“, in dem er zwischen der Plantagenwirtschaft und der indigenen Weidewirtschaft unterscheidet oder die Verteilung der Güter in einer Gesellschaft betrachtet. Bioökonomisch im engeren Sinne war das noch nicht, aber ein Zusammendenken der verschiedenen Geofaktoren und kulturellen Bedingungen im Bereich Landwirtschaft und Klimaveränderung ist deutlich erkennbar. Bei seinen Recherchen stellte Humboldt fest, dass Columbus bereits um 1500 die Veränderungen erkannt hatte, die mit der Rodung der karibischen Wälder in Küstenregionen für den Schiffbau einhergingen. Humboldt beschrieb schon früh die vom Menschen beeinflusste Veränderung der natürlichen Gegebenheiten.

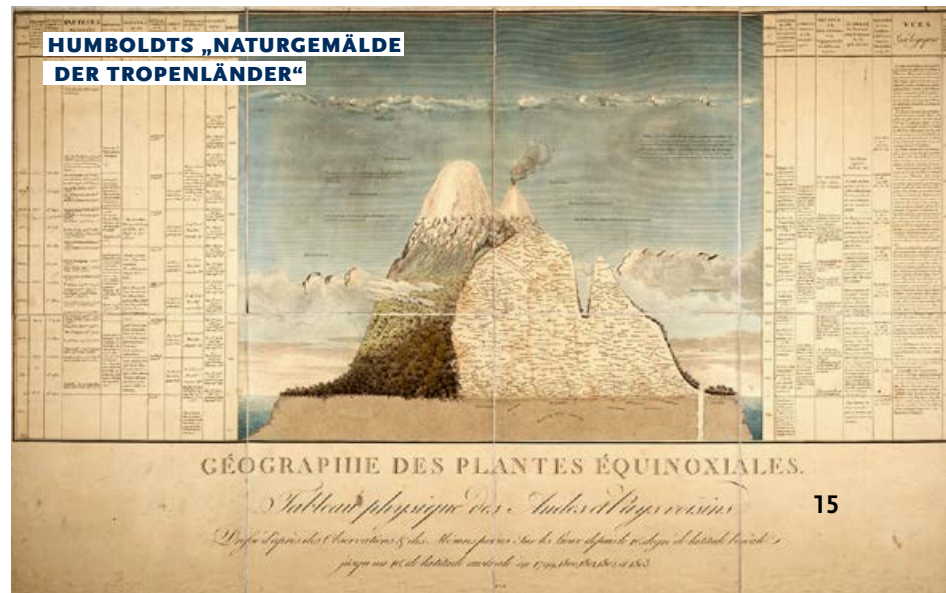
Auch auf seiner russisch-sibirischen Reise 1829 gab es eine Reihe von Erkenntnissen, die ihn in die Richtung dessen gebracht haben, was wir heute unter Bioökonomie verstehen; insbesondere eine wesentlich stärkere Verzahnung aller Wissenschaften um bestimmte Kernfragen herum. Humboldt hat ganz wesentlich Natur und Kultur zusammen gedacht, was wir heute etwas verlernt haben. Zunächst gegen seinen Willen nahm er zur Kenntnis, dass andere Kulturen durchaus andere Konzepte von Wissen entwi-

ckelt haben. Als er am Orinoko eine Pflanze nicht bestimmen konnte, fragte er einen indianischen Führer. Dieser kaute daraufhin auf der Borke herum. Nach einigen Sekunden wusste er dann, um welche Pflanze es sich handelte. Anschließend probierte auch Humboldt diese und andere Borken – und fand alle gleich geschmacklos. Er hatte kein Sensorium dafür, erkannte aber seine eigenen Grenzen. So entwickelte er in seinem Denken immer mehr ein Bewusstsein dafür, dass es bestimmte Dinge gibt, die sich der westlichen wissenschaftlichen Herangehensweise entziehen.

Die Humboldtsche Wissenschaft war transdisziplinär. Zwar noch nicht transkulturell, aber das ist die heutige Bioökonomie auch nicht. Bioökonomie ist ein rein westliches Konzept, das gleichsam weltweit ausgespannt wird, das aber Ansätze anderer Kulturräume nicht an erster Stelle berücksichtigt. Humboldts Ansatz wäre es, andere Kulturen in das Konzept einzubeziehen – und das scheint mir wichtig zu sein.



AUFGESCHRIEBEN VON
MAGDA PCHALEK



TITEL

Zukunft aus Biomasse

Wie Potsdamer Chemiker aus Zellulose Plastik herstellen


**MATTHIAS
ZIMMERMANN**

Nachdem Kunststoffe als vielseitige und für jeden erschwingliche Materialien zu unserem Wohlstand beigetragen haben, sehen wir auf einmal auch die Schattenseite der Erfolgsgeschichte. Wir produzieren weltweit riesige Mengen an Kunststoff aus fossilen Rohstoffen, ohne uns um tragfähige Wege zu kümmern, mit Plastik nach der Nutzung sinnvoll und nachhaltig umzugehen.

Deshalb arbeiten Potsdamer Forscher intensiv an Lösungswegen, um beispielsweise aus Zellulose neue Arten von Bioplastik herzustellen. „Wir forschen schon lange dazu, wie sich natürliche Ausgangsstoffe nutzen lassen, möglichst aus Bioabfällen, um neue synthetische Polymere und komplexe polymere Strukturen zu schaffen“, sagt Helmut Schlaad, Professor für Polymerchemie an der Universität Potsdam. Konkret haben die Forscher aus Zellulose, aus Holzabfällen oder nicht mehr recycelfähigem Altpapier durch einfache Pyrolyse erst Levoglucosenon gewonnen und daraus dann Levoglucosenol, das sie zu einem Polymer, dem Polylevoglucosenol, umsetzen konnten. Dieses besitzt ähnliche Eigenschaften wie etwa Polystyrol, lässt sich aber viel besser in der Umwelt abbauen, weil es Strukturelemente von Zellulose und Naturkautschuk verbindet.

„Wir wollen natürliche Strukturen auf ein synthetisches Polymersystem übertragen – also uns von dem inspirieren lassen, was die Natur perfekt kann, es dann auf die menschlichen Bedürfnisse zuschneiden und die Eigenschaften entsprechend verbessern“, sagt Schlaad. „Dabei ist es ein bisschen wie mit einem Baukasten, bei dem man aus vielen einfachen Bausteinen, wie hier dem Levoglucosenol, nach einem Plan eine Wand, eine Tür



und am Ende ein ganzes Haus baut“, ergänzt sein Kollege und Professor für Angewandte Polymerchemie André Laschewsky.

Denn erst dann wird es für Industrie und Wirtschaft wirklich interessant. Ob das in Potsdam entwickelte Polymer tatsächlich einmal in Masse produziert und eingesetzt wird, sei derzeit noch nicht absehbar, erklärt Schlaad. Es sei noch viel grundlegende Forschung nötig, um das Herstellungsverfahren auf größeren Maßstab zu optimieren und die Eigenschaften und auch die Abbaubarkeit des Polymers genau zu bestimmen und einzustellen. „Ohnehin wird es die nachhaltige Polymerchemie schwer haben, so lange Öl als Ausgangsstoff billiger ist als nachhaltige Alternativen und die echten Entsorgungskosten nicht berücksichtigt werden.“ Immerhin gebe es bereits Gespräche mit möglichen Industriepartnern, um die Forschungsergebnisse eines Tages in die Anwendung zu bringen.

„Gleichzeitig sollte uns klar sein, dass Abbaubarkeit keine universale Lösung für unser Müllproblem ist“, sagt Schlaad. „Wenn wir dieselbe Menge an Plastikmüll produzieren, der nun aber einfach in der Umwelt abbaubar ist, wäre das nicht unbedingt besser.“ Laschewsky fügt hinzu: „Der beste Weg, etwas gegen die Vermüllung der Welt zu tun, ist und bleibt: weniger Müll.“


Wir wollen uns von dem inspirieren lassen, was die Natur perfekt kann.

TITEL

Die medizinische Schatztruhe der Natur

Potsdamer Chemiker erforschen mit afrikanischen Kollegen neue Wirkstoffe aus Pflanzen

GEORGE KWESIGA IM LABOR

Die Blüten des Korallenbaumes *Erythrina saculeuxii* leuchten in einem satten Orange. Der Chemiker George Kwesiga interessiert sich jedoch vor allem für seine weniger auffälligen Blätter und Wurzeln. Denn sie enthalten Substanzen mit medizinischer Wirkung. In Ostafrika, wo der Baum heimisch ist, nutzen die Menschen die Pflanze gegen bakterielle und Pilzinfektionen. Sogar gegen Malaria hilft ein Extrakt der Blätter. Im Labor versucht Kwesiga, der aus Uganda stammt und mit einem Promotionsstipendium des Deutschen Akademischen Austauschdienstes in Potsdam forscht, die heilenden Substanzen zu isolieren und chemisch nachzubauen. Das Ziel ist es, daraus ein Medikament zu entwickeln.

Wie den Korallenbaum gibt es weltweit unzählige Pflanzen, die vor allem regional in der traditionellen Medizin eingesetzt werden. „Es gibt vor Ort viel Wissen über deren Heilkräfte“, erklärt Prof. Dr. Bernd Schmidt. Er ist einer von drei Potsdamer Chemikern, die dieses Wissen gemeinsam mit kooperierenden afrikanischen Wissenschaftlern in neue Bahnen lenken. Den Forschern geht es darum, die Inhaltsstoffe der Heilpflanzen zu analysieren, chemisch zu synthetisieren und sie damit für viel mehr Menschen als bisher nutzbar zu machen.

Dr. Matthias Heydenreich ist Experte dafür, mit der sogenannten Kernresonanzspektroskopie die Strukturen chemischer Verbindungen aufzuklären. Es ist der erste Schritt auf dem Weg von der Pflanze zum synthetisierten Wirkstoff. Bernd Schmidt hat den Blick dafür, welche Syntheseschritte notwendig sind, um die gewünschten Substanzen nachzubauen. Professor Heiko Möl-

ler erforscht schließlich, wie die bioaktiven Verbindungen wirken, mit welchen Eiweißstoffen im Körper sie reagieren oder wie der Wirkstoff noch verbessert werden kann.

Gegen viele sogenannte vernachlässigte Tropenkrankheiten, unter denen besonders in den ärmeren Ländern zahlreiche Menschen leiden, gibt es kaum oder gar keine Medikamente. Da diese Erkrankungen in der westlichen Welt keine Rolle spielen, sind auch Medikamente dagegen für die Pharmaindustrie wenig profitabel. Stattdessen gehen die erkrankten Menschen zu lokalen Heilern, die ihre Beschwerden mit heimischen Pflanzen lindern. Auch gegen Krebs, Diabetes und Herz-Kreislaufkrankungen könnten Stoffe aus Pflanzen, die zu einem großen Teil noch gar nicht entdeckt sind, sehr wirksam sein.

Regelmäßig reisen die Forscher nach Ostafrika, führen dort Workshops mit Studierenden und jungen Wissenschaftlern durch, um ihnen wichtige Methoden zu vermitteln. Umgekehrt kommen Nachwuchswissenschaftler wie Kwesiga nach Potsdam, um hier in den gut ausgestatteten Laboren ihre Untersuchungen voranzutreiben.

Seit vier Jahren – eineinhalb davon in Potsdam – forscht Kwesiga daran, die medizinisch wirksamen Moleküle des Korallenbaumes zu identifizieren, zu isolieren und nachzubauen. Nun ist er fast am Ziel. Die Glasfläschchen auf seinem Arbeitsplatz sind mit orangefarbenen Pulvern, cremefarbenen Gelen oder hellgelben Kristallen gefüllt – all diese Substanzen sind Ergebnisse der verschiedenen Syntheseschritte, die der Chemiker durchführen muss. Am Ende erhält er eine Reihe von kostbaren Wirkstoffen, die möglicherweise künftig in medizinischen Präparaten eingesetzt werden und dann vielen Menschen helfen könnten.



HEIKE KAMPE



CAMPUSLEBEN

„Komplett normal“

An der Universität Potsdam gibt es keine Altershöchstgrenze fürs Studieren. Zwei ältere Semester über Neuanfänge mit über 60 Jahren



DR. JANA SCHOLZ

Etliche Studierende strömen aus den Hörsälen am Campus Griebnitzsee. Im Café Bohne, mitten unter ihnen, sitzt Daniela Hartmann. Anders als die meisten ihrer Kommilitoninnen und Kommilitonen ist sie nicht um die 20, sondern 67. Hartmann studiert im siebten Semester Jura an der Uni Potsdam und ist damit eine von eher wenigen, die im höheren Alter ein ordentliches Studium aufnehmen – weil sie mehr als Gasthörer sein wollen.

Eigentlich hatte sich die Berlinerin in der Hauptstadt beworben. Doch dort wurde sie abgelehnt, weil sie älter als 55 war und besondere Gründe für die Studienaufnahme nicht vorlagen. „Das ist Altersdiskriminierung“, findet die ehemalige Journalistin. „Zumal die Menschen immer älter werden. Wenn man keine Einschränkungen hat, bleiben nach dem Ende des Arbeitslebens noch 20 Jahre für eine zweite Karriere.“ In Brandenburg gibt es auch für zulassungsbeschränkte Fächer keine Höchstaltersgrenze. Drei Prozent aller Studienplätze werden zudem für ein Zweitstudium vergeben: Auf diesem Weg bekam Hartmann ihre Zusage. 1979 hatte sie ihr erstes Studium der Sozialwissenschaften und der Publizistik beendet, mit einer medienpolitisch orientierten Diplomarbeit über das Kabelfernsehen. Wie studiert es sich 40 Jahre später? „Früher war mehr Lametta“, sagt Hartmann und lacht. „Irgendetwas wurde immer bestreikt.“ Heute stoße ein Vorschlag für eine Unterschriftensammlung bei den Kommilitonen kaum noch auf Begeisterung: Das Studium sei nicht mehr so offensichtlich politisch.

Auch Geschichtsstudent Dieter Rauer nutzt die Möglichkeit, sich nach dem Berufsleben weiterzubilden und in Potsdam ein ordentliches

Studium zu absolvieren. In der DDR hatte er sich 1980 schon einmal für das Fach Geschichte an der Humboldt-Universität zu Berlin beworben, wurde aber abgelehnt, obwohl er die Aufnahmeprüfung bestanden hatte. Warum, erfuhr er nie. So entschied er sich für ein Ökonomiestudium in Leipzig, blieb dort auch für seine Arbeit in der Industrie und ging nach der Wende nach München, wo er zuletzt im kaufmännischen Bereich bei dem Medienkonzern Sky tätig war.

Als jedoch mit 60 die Rente näher rückte, lebte auch der Traum vom Geschichtsstudium wieder auf. An der Ludwig-Maximilians-Universität München bewarb er sich um einen Bachelor-Studienplatz in Geschichte und bekam die Zusage. Vor einem Jahr kehrte er nach Potsdam zurück, in seine alte Heimat, und wechselte an die hiesige Uni. Das Hauptfach blieb, sein Zweitfach sind nun die Jüdischen Studien. „Das Fach ist in Deutschland einzigartig – und ein Grund, warum ich hier studieren wollte.“ Heute ist er im vierten Fachsemester. Ein Highlight seines Zweitstudiums hat er gerade hinter sich: Im Februar 2020 ging es mit seinem Seminar auf Israel-Exkursion nach Tel Aviv und Haifa, zur Hebräischen Universität Jerusalem und zu einem Kibbuz.

Nur einen Haken hat sein Studium: den Hebräisch-Kurs. Was Sprachen betreffe, sei er zwar noch nie eine große Leuchte gewesen. „Doch jetzt bin ich 65“, sagt er, „und das merke ich auch ein bisschen. Die jungen Leute sind etwas fixer. Aber Hebräisch ist eben eine Kröte, die ich schlucken muss.“ Für sein Hauptfach Geschichte, insbesondere die jüdische, interessiert er sich dagegen schon sein Leben lang. Das nütze ihm nun. „Dort heißt es: lesen, lesen, lesen. Und für die Texte habe ich den nötigen Background.“



Wenn man keine Einschränkungen hat, bleiben nach dem Ende des Arbeitslebens noch 20 Jahre für eine zweite Karriere.



DANIELA HARTMANN

Das Lernen im Alter sei schon etwas anderes, findet auch Daniela Hartmann. Vor dem Jura-Studium war sie stellvertretende Leiterin der Abendschau im rbb. Als Fernsehjournalistin trainierte sie vor allem ihr Kurzzeitgedächtnis; las fünf bis sechs Zeitungen am Tag und hatte bei Sitzungen die wichtigsten Inhalte parat. „Im Jura-Studium geht es aber darum, Wissen langfristig zu behalten.“

Und dennoch: Schon im ersten Semester sagte ihr der inzwischen emeritierte Professor für Bürgerliches Recht und Arbeitsrecht Detlev Belling: „Frau Hartmann, Sie hätten von Anfang an Jura studieren sollen!“ Ihr liegt das Fach; durch eine Prüfung ist sie nie gefallen. Als Anwältin könnte sie mit dem Bachelor-Abschluss zwar nicht arbeiten. Hartmann interessiert sich jedoch ohnehin mehr für beratende Tätigkeiten, zum Beispiel in Mieter- oder Stadtteilvereinen.

Die 67-Jährige schreibt zurzeit an ihrer Bachelorarbeit über die Bewältigung des Unrechtsstaates der DDR. Sie hat sich schon morgens einen Tisch in der Bereichsbibliothek in Griebnitzsee reserviert, bevor es zur Lehrveranstaltung ging. Denn die Bibliothek ist fast das ganze Jahr gut besucht. Ein junger, blonder Mann nickt ihr zu, Hartmann lächelt zurück. „Ich habe heute bestimmt schon mit drei Leuten Kaffee getrunken“, sagt sie. Am Anfang fiel sie als deutlich ältere Studentin schon auf. Inzwischen sei es „komplett normal“. Schließlich teilen sie viele Sorgen. Bestehe ich die Klausur? Steht das Thema für die Abschlussarbeit schon? Werde ich in der Regelstudienzeit fertig?

Das Alter bietet auch einige Vorteile. Der Druck sei nicht mehr so groß wie bei seinen jüngeren Kommilitonen, denen die Karriere noch bevor steht, sagt Dieter Rauer. Die größere Lebenserfahrung ist von Nutzen: „Nichts wird so heiß gegessen, wie es gekocht wird. Das habe ich gelernt.“ Gasthörer wollte Rauer nicht werden,



DIETER RAUER

das stand für ihn von Anfang an fest. Schließlich handelt es sich um nichts Geringeres als seinen Lebenstraum. In Potsdam benötigt man zwar als Gasthörer keine Hochschulzugangsberechtigung, kann aber auch keine Prüfungen ablegen und Leistungspunkte erwerben. „Als ‚Vollstudent‘ erhalte ich eine fundierte und umfangreiche Grundbildung, die mir immer fehlte. Nur für einen Studiengang mit Numerus Clausus wollte ich mich nicht bewerben. Für manch jungen Studenten bedeutet das zu viel.“ Auch wenn er nicht mehr arbeitet, ehrenamtlich engagiert sich Rauer trotzdem noch, und zwar beim Bauverein Winzerberg, der sich für den Erhalt der alten Terrassenanlagen einsetzt. Das Projekt liegt ihm am Herzen – schließlich ist er um die Ecke, in der Potsdamer Weinbergstraße aufgewachsen.

„Meine Kolleginnen und Kollegen beim rbb schlossen damals bestimmt Wetten ab, dass ich nur ein Semester durchhalten würde“, sagt die Jura-Studentin Daniela Hartmann. Die Wetten hätten sie nun verloren, erklärt sie und lächelt. „Heute fragen sie manchmal: Vermisst du uns nicht, guckst du noch die Sendung?“ Dann verneint Daniela Hartmann. Sie ist froh, dass diese Etappe vorbei ist – und eine neue begonnen hat.

”

Der Druck ist nicht mehr so groß wie bei jüngeren Kommilitonen, denen die Karriere noch bevor steht.

CAMPUSLEBEN

Mehr als Schnuppern

64 Schülerinnen und Schüler fanden über das Juniorstudium schon ihren Weg auf den Campus. Drei von ihnen haben wir getroffen



MAGDA PCHALEK

Dienstagmittag, die Vorlesung Persönlichkeitspsychologie I ist nicht sehr voll. „Vielleicht sind viele krank. Es ist ja Winter“, sagt Lars Girbinger. Er ist anwesend, wie fast immer – es sei denn, ihm kommt die Schule dazwischen. Lars Girbinger ist einer von neun Juniorstudierenden im Wintersemester 2019/20 an der Universität Potsdam, und er hat trotz Schule und Studium Zeit für ein Treffen gefunden.

Girbinger ist schon ein alter Hase, könnte man sagen. Er ist Juniorstudent der Psychologie im dritten Semester und kennt sich mittlerweile so gut auf dem Campus Golm aus, dass er ehemaligen Mitschülern, die ihr reguläres Studium begonnen haben, beim Zurechtfinden helfen kann. In der Schule belegt er den Leistungskurs Psychologie und möchte genau dieses Fach auch später studieren. Die Voraussetzungen bringt er mit – seine erste Klausur in der Allgemeinen Psychologie hat er mit 1,0 bestanden. Diese gilt, wie er erzählt, in der Schule als Vorabitur-Klausur. „Das wusste selbst an der Uni niemand“, berichtet er.

Für Mattea Wernicke, die Juniorstudentin der Rechtswissenschaft ist, und Maximilian Speer, der Veranstaltungen in Informatik und Computational Science belegt, ist die Uni hingegen noch sehr neu. Wernicke ist froh, dass sie einen Tutor hat, der sie in die ersten Veranstaltungen begleitet und ihr ein Buch zur Vorlesung Staatsrecht I empfehlen konnte. Sie hat sich entschieden, vorerst keine Leistungspunkte zu erwerben, da sie die an zwei Terminen in der Woche stattfindende Vorlesung nur dienstags besuchen kann. Montags gehen schulische Verpflichtungen vor. Für sie ist das Juniorstudium vor allem eine gute Möglichkeit, den eigenen Studienwunsch frühzeitig mit der Realität

abzugleichen. Genau wie Girbinger hat sie schon mehrere Praktika in dem Bereich, in dem sie später arbeiten möchte, absolviert. „Und jetzt war eben ein Juniorstudium dran, weil ich wissen wollte, wie es ist, Rechtswissenschaft zu studieren“, sagt sie.

Nach ein paar Wochen an der Uni war den drei Juniorstudierenden klar, dass sie das Fach, das sie gerade ausprobieren, auch studieren möchten. Mattea Wernicke hatte bereits vor dem Juniorstudium in Kanzleien Praxiserfahrung gesammelt – sie schätzt die beruflichen Möglichkeiten, die ein Jura-Studium ihr bietet. Für ihren Kommilitonen Maximilian Speer steht ebenfalls fest: Informatik soll es sein. Und das, obwohl er das Fach an seiner Schule nicht als Leistungskurs belegen konnte, da dieser nicht zustande kam. Momentan reizt ihn besonders, später an der Digital Engineering Fakultät der Uni Potsdam und des Hasso-Plattner-Instituts zu studieren. Er hofft, dass er durch das Juniorstudium den fehlenden Leistungskurs etwas ausgleichen kann. Hauptsächlich will er aber von der Pike auf lernen, wie man programmiert, nachdem er damit schon in seiner Freizeit begonnen hatte. Lars Girbinger wiederum möchte Psychologie studieren, weil das Fach so vielseitig ist. „Mich würden auch Soziologie oder Biologie sehr reizen. Doch in der Psychologie ist von alledem etwas dabei“, sagt er. Besonders interessieren ihn Neurowissenschaften, wozu er momentan auch ein Seminar belegt. Girbingers Wissensdurst kommt das Juniorstudium sehr entgegen.

Alle drei machen dieses Jahr ihr Abitur – dennoch sagen sie, die Zeit ins Juniorstudium ist gut investiert. Sie lernen ihr Fach kennen, können sich informiert entscheiden und, da sind sie sich sicher, entspannter an ihre Zeit als Erstsemester herangehen, weil für sie dann nicht mehr alles



Nach ein paar Wochen an der Uni war den drei Juniorstudierenden klar, dass sie das Fach, das sie gerade ausprobieren, auch studieren möchten.

MATTEA WERNICKE



LARS GIRBINGER



MAXIMILIAN SPEER



so neu ist. Robert Meile von der Zentralen Studienberatung kennt die Vorteile des Programms: „Das Juniorstudium ist eine großartige Chance für die Schülerinnen und Schüler, aber auch für die Universität, die so früh besonders begabte und leistungsstarke Schüler an sich binden kann. Wir würden uns gleichzeitig mehr E-Learning-Angebote wünschen, damit wir auch Juniorstudierende von weiter weg aufnehmen können.“ Während ihrer Zeit an der Universität Potsdam werden die Nachwuchsstudis von der Zentralen Studienberatung begleitet, nehmen an einer Einführungsveranstaltung, Feedbackgesprächen sowie Terminen zur Prüfungsvorbereitung teil. Diese Rundumbetreuung kommt bei allen dreien gut an: Sie erzählen, dass sie auf Mails meist noch am selben Tag eine Antwort bekommen und bewerten die Angebote und das Engagement der Universität durchweg positiv.

Seit dem Wintersemester 2012/13 gibt es das Juniorstudium an der Universität Potsdam. 64 Schülerinnen und Schüler haben diese Möglichkeit seitdem genutzt. Einsteigen können Interessierte immer zum Wintersemester und im darauf folgenden Semester auf Antrag weiterstudieren. Das Juniorstudium richtet sich an besonders begabte und leistungsstarke Schülerinnen und Schüler ab der 10. Klasse. Anders als im Schnupperstudium nehmen die Juniorstudierenden regelmäßig an ihren Veranstaltungen teil und können auch Leistungspunkte erwerben. Insgesamt sind maximal 18 Leistungspunkte möglich, die im späteren Studium angerechnet werden können. Auch für die Studienplatzbewerbung in Brandenburg lässt sich das Juniorstudium einsetzen – die Schülerinnen und Schüler können so ihre Note um 0,1 verbessern. Koordiniert wird das Programm von der Zentralen Studienberatung.



www.uni-potsdam.de/studium/studienangebot/juniorstudium.html

VIELFALT

Boxen gegen die Angst

120 Kinder und Jugendliche trainieren im Projekt „Fair in Potsdam“ des Universitätsportvereins. Viele von ihnen haben Fluchterfahrung



DR. JANA SCHOLZ

Ein gedämpftes Trommeln erfüllt den Kampfsportraum auf dem Campus Am Neuen Palais. Es stammt nicht von Musikinstrumenten, sondern von kleinen Fäusten, die gegen Boxsäcke schlagen. Ein Dutzend Kinder ist an diesem Nachmittag zum Boxtraining des Universitätsportvereins (USV) gekommen. Sie trainieren im Projekt „Fair in Potsdam“, das Felix Hoffmann vor fast fünf Jahren ins Leben gerufen hat.

Anfangs brachte Hoffmann als Trainer im USV Studierenden den Kampfsport bei. Er hatte selbst Politik, VWL und Islamwissenschaften studiert. Doch der Wunsch, mit Kindern und Jugendlichen zu arbeiten, wuchs. „Vielleicht hat mich auch inspiriert, dass mein Vater Sozialarbeiter bei der Jugendgerichtshilfe war“, sagt Hoffmann. Sein Entschluss, eine Nachwuchsgruppe zu gründen, fiel in die Zeit der großen Flüchtlingsbewegung. Hoffmann entschied sich, hier anzusetzen und warb nicht nur in Schulen, sondern auch in Flüchtlingsheimen fürs Boxen auf dem Uni-Campus.

Die Nachfrage war von Beginn an groß. Hoffmann startete mit fünf Trainingseinheiten pro Woche, heute sind es 13. Ungefähr 120 Kinder und Jugendliche boxen im Kampfsportraum der Universität. Die jüngsten sind acht Jahre alt, die ältesten sind junge Erwachsene – und viele von ihnen haben Fluchterfahrung. Zunächst trainierte er die Kinder ehrenamtlich. „Aber allein war die Arbeit schon bald nicht mehr zu stemmen.“ 2017 wurde aus seinem Ehrenamt ein Vollzeitjob, mit Unterstützung von Dr. Berno Bahro, Vorsitzender des Universitätsportvereins Potsdam, der mithilfe einer Förderung der Deutschen Sportjugend eine Honorarstelle erwirken konnte. Von der „Aktion Mensch“ erhielt das Projekt eine drei-

jährige Startförderung, die Ende 2020 ausläuft. Finanziell unterstützt wird es auch von der EWP, ProPotsdam, der MBS-Stiftung sowie der ILB. Fünf Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter gehören inzwischen zum Team.

„Die Verbindung aus Kampfsport und Jugendsozialarbeit funktioniert sehr gut“, sagt Hoffmann. „Die körperliche Begegnung ist für junge Menschen wichtig. Sie wollen sich behaupten können.“ Angst, Gewalt und Selbstvertrauen sind für viele ein großes Thema, nicht selten auf dem Schulhof. Aus Hoffmanns Sicht sind Ängste der häufigste Grund für Aggressionen. Um nicht Opfer von Mobbing zu werden, würden einige junge Menschen eher selbst gewalttätig, erklärt der Projektleiter. Damit es erst gar nicht so weit kommt, unterstützen die Trainer die Jugendlichen dabei, mit ihrer körperlichen Stärke auch ihr

”
Die körperliche Begegnung ist für junge Menschen wichtig. Sie wollen sich behaupten können.



Foto: © AdobeStock/Africa Studio

Selbstbewusstsein aufzubauen – und dabei Ängste zu verlieren. Hin und wieder gibt es Härtefälle unter den Kindern, die bereits gewalttätig geworden sind. Auch die Jugendgerichtshilfe des Potsdamer Jugendamts schickt Jugendliche gezielt zum Boxen. Felix Hoffmann und sein Team sprechen dann mit Eltern, Lehrkräften und der Polizei und versuchen, bei Problemen zu vermitteln.

Viele der jungen Boxerinnen und Boxer kommen über die drei Schulen, mit denen „Fair in Potsdam“ kooperiert: dem Oberstufenzentrum 1, der Steuben-Gesamtschule und der Fontane-Oberschule. Ein Drittel der Kinder und Jugendlichen sind Mädchen und junge Frauen. Donnerstags gibt es für sie eine eigene Trainingseinheit. „Aus kulturellen oder religiösen Gründen kommt es für viele nicht infrage, gemeinsam mit Jungen und Männern zu boxen. Viele fühlen sich aber auch einfach wohler unter Frauen.“ Mitmachen können alle Interessierten – vorausgesetzt, sie bringen eine gewisse Fitness mit. „Boxen ist sehr

anstrengend“, sagt Hoffmann und lächelt. Und es muss genügend freie Kapazitäten geben, denn der Sportraum der Uni bietet nur begrenzt Platz. „Angesichts der großen Nachfrage in Potsdam könnten wir gut drei Mal so viele Mädchen und Jungen trainieren. Wir platzen aus allen Nähten“, so der 41-Jährige. Der Universität ist er aber sehr dankbar, dass sie die Räume für die Jugendsozialarbeit zur Verfügung stellt.

Maria Pohle ist Pädagogin im Team. Die 33-Jährige, die aus St. Petersburg stammt, ist vor Kurzem zur Vorsitzenden des Migrantenbeirats der Landeshauptstadt Potsdam gewählt worden. Bei „Fair in Potsdam“ begleitet sie jede Trainingseinheit. Meist startet sie mit dem gemeinsamen Bandagenwickeln, bei dem die Gruppe sich über Neuigkeiten und Konflikte austauscht. „Vertrauens- und Emotionsspiele helfen den Kindern, Wut abzubauen und mit starken Emotionen umzugehen“, sagt Pohle. Im Projekt geht es um mehr als Sport. „Unsere Unterstützung reicht bis tief ins Einzelfallmanagement: Wir organisieren Fahrdienste, Nachhilfe oder helfen beim Asylantrag.“ Auch Vergnügungen kommen nicht zu kurz. Zusammen feiern sie Festtage aus verschiedenen Religionen: neben Weihnachten zum Beispiel auch das Zuckerfest.

Den Weg zum Boxen fand Maria Pohle übrigens in ihrer Freizeit – sie boxte privat im USV, wo neben Studierenden auch das Universitätspersonal trainiert. Mehrere Jahre war die Absolventin der Uni Potsdam als Germanistin an ihrer Alma Mater tätig. Über ihre aktuelle Tätigkeit als Pädagogin freut sie sich. „Germanistik ist mein Beruf – Pädagogik meine Berufung.“

”

Unsere Unterstützung reicht bis tief ins Einzelfallmanagement.

Fotos: © Thomas Roese (2)



**FELIX HOFFMANN (LI.)
UND MARIA POHLE
BEIM TRAINING**



ENGAGIERT

Ehrenamt aus Leidenschaft

Maimouna Ouattara setzt sich für die Belange von ausländischen Studierenden ein



HEIKE KAMPE

Als Maimouna Ouattara vor 16 Jahren von der Elfenbeinküste nach Deutschland kam, hatte sie viele Fragen. Alles war neu und ungewohnt. Heute betreut und berät sie beim Bundesverband ausländischer Studierender (BAS) selbst Studierende, die mit ganz ähnlichen Fragen zu ihr kommen, wie sie sie damals hatte: Wie kann ich mein Studium finanzieren? Wie finde ich eine Wohnung? Wie sieht der Alltag in Deutschland aus und wie finde ich Kontakt zu anderen Studierenden?

Maimouna Ouattara kann sich noch gut erinnern, wie es am Anfang war, als sie nach Deutschland kam, um an der Universität Potsdam Politikwissenschaften sowie Französische und Spanische Philologie zu studieren. In Berlin

lebt ihre Schwester – der Familienanschluss tat ihr gut. „Ich war nicht alleine und kam ganz gut klar, aber vor allem der Studienalltag war anfangs schwer“, erzählt sie. „Ich dachte oft, ich bin die Einzige, die in den Seminaren und Vorlesungen nichts versteht.“ Aber ihre deutschen Kommilitoninnen und Kommilitonen beruhigten sie: „Sie sagten: ‚Du bist nicht die Einzige, wir verstehen auch nichts.‘“

Ouattara kämpfte sich durch, schloss ihr Studium schließlich erfolgreich ab. „Neben dem Studium habe ich immer gearbeitet“, erzählt sie. Sie kellnerte, arbeitete als Reinigungskraft oder im Museum als Hostess. Für ausländische Studierende ist es wichtig, sich selbst zu finanzieren. Denn nur mit einem ausreichenden Einkommen, das sich nach der Höhe des BAföG-Satzes richtet,

erhalten sie die notwendige Aufenthaltserlaubnis. Was das für den Alltag und das Studium bedeutet, kann Ouattara aus eigener Erfahrung gut nachempfinden. Einige schaffen es nicht und müssen das Land verlassen.

Neben dem Studium und der Arbeit nahm sich Maimouna Ouattara immer auch Zeit für soziales und politisches Engagement. Über den AStA der Uni Potsdam lernte sie den Bundesverband ausländischer Studierender kennen und beschloss, dort selbst aktiv zu werden. Gegründet 2002 als Interessenvertretung, engagiert sich der Verband seither vor allem für die Integration und Teilhabe von Studierenden aus aller Welt. 2012 wurde Ouattara in den Vorstand des Verbandes gewählt. Sie weiß, wie wichtig es gerade für Studierende aus dem Ausland ist, gut informiert zu sein.

„Eine unserer vielen Aufgaben ist es, die Ansprechpartnerinnen und -partner der Studierenden zu schulen und weiterzubilden“, erklärt die 36-Jährige. Wer mit einem konkreten Problem kommt, wird telefonisch oder per E-Mail beraten. Häufig seien es Fragen zum Aufenthaltsrecht, zum Visum oder zu notwendigen Dokumenten für die Ausländerbehörde. Manchmal geht es aber auch um Erfahrungen mit Rassismus und Diskriminierung und die Frage, wo man sich dazu Hilfe holen kann. „Rassismus gibt es im Alltag, aber auch an den Hochschulen“, weiß Ouattara. „Darüber zu sprechen, ist jedoch nicht so einfach.“ Aktuell ist auch die Wohnungssuche immer wieder Thema. Der Markt ist angespannt. „Die deutschen Studierenden finden auch keine Wohnung, aber ausländische Studierende werden häufig bei der Wohnungssuche zusätzlich diskriminiert“, weiß Ouattara. Jüngst kämpfte sie mit ihren Verbandskollegen gegen die Einführung von Studiengebühren für ausländische Studierende in Nordrhein-Westfalen. Mit Erfolg, die Pläne sind vom Tisch.

Der Verband kann auch an anderen Stellen oft weiterhelfen. Mit ganz konkreten Ansprechpartnern für bestimmte Probleme und dank eines umfangreichen Netzwerks. Wir wichtig gerade Netzwerke sind, kann Ouattara aus eigener Erfahrung berichten. Nach dem Studium habe ihr ein solches für den beruflichen Einstieg gefehlt. „Man muss sich schon während des Studiums Gedanken machen, wo man hin möchte, und die entsprechenden Kontakte knüpfen.“ Den Studierenden rät sie deshalb, sich frühzeitig nach einer Arbeit auf ihrem Fachgebiet – zum Beispiel als studentische Hilfskraft – umzusehen. Für ausländische Studierende, die auch nach ihrer Ausbildung in Deutschland bleiben möchten, sind

die Regeln streng. 18 Monate nach dem Studium müssen sie ein festes Einkommen nachweisen, das den Lebensunterhalt sichert. Ansonsten erlischt das Visum.

Maimouna Ouattara ist diesen Weg gegangen, obwohl es ursprünglich anders geplant war. „Nach dem Studium wollte ich eigentlich wieder zurück“, sagt sie. Es kam anders. 2013 schloss sie ihr Studium ab und begann danach eine Promotion am Institut für Romanistik in Potsdam. Sie analysiert Wahlkampfplakate aus dem Jahr 2010, als in der Elfenbeinküste ein neuer Präsident gewählt wurde. „Ich bin immer noch nicht soweit, wie ich es gerne hätte“, sagt sie. Aber der Tag hat nun einmal nur 24 Stunden. Um ihre Promotion kümmert sie sich nach ihrem Vollzeitjob als Projektkoordinatorin bei moveGLOBAL e.V., einem Dachverband für Migrantenorganisationen. Und auch das Ehrenamt beim BAS und in weiteren Vereinen kostet Zeit. Globale Zusammenhänge und Gerechtigkeit, Migration, Flüchtlings- und Entwicklungsarbeit – das sind die Themen, für die sie sich leidenschaftlich interessiert.

Zugunsten ihrer Dissertation bei der Linguistin Prof. Dr. Gerda Haßler wird sich Maimouna Ouattara in der nächsten Zeit allerdings ein wenig von ihren Ehrenämtern zurücknehmen. Zumindest, bis sie ihre Promotion Ende 2020 abgeschlossen hat. „Das Thema ausländische Studierende wird mich aber auf jeden Fall weiter beschäftigen“, betont sie. „Das ist einfach ein ganz wichtiges Feld.“



Nur mit einem ausreichenden Einkommen erhalten ausländische Studierende die notwendige Aufenthaltserlaubnis.



MAIMOUNA OUATTARA

INTERNATIONAL

UNTERWEGS IN SANSIBAR

Potsdamer Wissenschaftler auf
Forschungsreise in Ostafrika



Vor fast 150 Jahren wurde der ehemalige Botanische Garten in Kilimani, Sansibar, gegründet, in den 1960er Jahren wurde das nahegelegene Wohngebiet Kikwajuni als Geschenk der DDR errichtet. Dorthin machte sich im November 2019 ein Team von Wissenschaftlern auf, unter ihnen Dr. Torsten Lipp von der AG Landschaftsmanagement und Dr. Michael Burkart vom Botanischen Garten der Universität Potsdam. Gemeinsam mit ostafrikanischen Partnern wollen sie den Botanischen Garten neu beleben und die Siedlung den Wünschen der Bewohnerinnen und Bewohner entsprechend sicherer und schöner machen.

Zum ganzen Reisetagebuch:

 [www.uni-potsdam.de/de/up-entdecken/upaktuell/
up-unterwegs-reisetagebuecher/sansibar-2019.html](http://www.uni-potsdam.de/de/up-entdecken/upaktuell/up-unterwegs-reisetagebuecher/sansibar-2019.html)

Zum Projekt „NAKOPA“:

 [www.uni-potsdam.de/umwelt/forschung/
ag-landschaftsmanagement/forschungsprojekte/nakopa.html](http://www.uni-potsdam.de/umwelt/forschung/ag-landschaftsmanagement/forschungsprojekte/nakopa.html)

Tag 1

KARIBU MIT
TAKA-TAKA-PARTY

„Karibu“ – Willkommen auf Sansibar! Nach einer langen, aber komplikationslosen Anreise über Amsterdam und Nairobi landen wir auf Sansibar. Als Erstes wollen wir den Fortschritt bei der Wiedereinrichtung des Botanischen Gartens in Kilimani in Augenschein nehmen. Das Ganze wird kurzerhand verbunden mit einer „Taka-Taka-Party“. Bei uns würde man sie wohl Subotnik nennen, denn es geht darum, aufzuräumen und den Müll einzusammeln – insbesondere Plastikabfall, der nach wie vor weit verstreut ist. Wir sind beeindruckt von den Fortschritten, die seit unserem letzten Besuch zu sehen sind. Zahlreiche Wege sind befestigt, Beete angelegt und Pflanzen gesetzt worden. Vor allem die Aufbruchsstimmung der zahlreich erschienenen Anwohner ist mitreißend.



Tag 2

SEIFE AUS SEEGRAS

Als wir die Ostküste, die dem Indischen Ozean zugewandt ist, erreichen und aus unserem klimatisierten Großraumtaxi steigen, machen uns die Temperatur von über 30 Grad Celsius und die Luftfeuchtigkeit von knapp 80 Prozent zu schaffen. Wir laufen durch enge Gassen zum Zanzibar Seaweed Center, wo die dicht am Strand „angebauten“ und geernteten Pflanzen – die botanisch eigentlich Algen sind – veredelt werden. Das Hauptprodukt ist Seife, die aus getrocknetem und zerkleinertem Seaweed, Honig und Gewürzen hergestellt wird. Die Algen gelten als sehr verträglich und helfen, den Alterungsprozess der Haut zu verlangsamen.



Tag 3

PLATTENBAU AUF AFRIKANISCH

Wir besuchen den zweiten Projektstandort, die von der DDR errichtete Siedlung Kikwajuni. Im Gegensatz zum Botanischen Garten ist hier noch kein wirklicher Fortschritt zu erkennen. Die Gebäude sehen sehr heruntergekommen und grau aus, bunt ist nur die Wäsche, die zum Trocknen auf den Balkonen hängt. Die Bewohner wirken aber zufrieden und scherzen mit unserer Begleiterin Fatma auf Kiswaheli. Unsere Botaniker untersuchen auch hier in der Siedlung die Vegetation und finden einige ungewöhnliche Pflanzen.



Tag 4

TOTALRESERVAT CHUMBE ISLAND

Das Boot wartet bei Flut am Anleger eines benachbarten Hotels. Es bringt uns nach Chumbe Island, zu einem Naturschutzprojekt, das sich selbst finanziert – etwas ziemlich Ungewöhnliches. Die Insel ist knapp 17 Hektar groß, in Regierungsbesitz und schon seit 20 Jahren von einer NGO gepachtet. Der Wald auf Chumbe ist unberührt. Erster Halt: ein gigantischer Baobab-Baum, vermutetes Alter 300 Jahre. Dann geht es ins Dickicht, zum Glück unter schattigem Blätterdach. Am Waldboden meterlange, schmale, dunkelgrüne, ledrige Blätter: Sansevierien! Die Botaniker werden aufgeregt, denn darauf hatten sie gehofft.



Tag 5

FEIERLICHKEITEN IM PARK

Der Botaniker John Ndege hat uns erneut nach Kilimani in den Botanischen Garten geladen, um Bäume zu pflanzen. Unterstützt von vielen fleißigen Händen machen wir uns daran, die Pflanzen in die Erde zu bekommen. Dann wird es richtig aufregend: Zwei junge Männer klettern auf die Kokospalmen, um Kokosnüsse für uns herunterzuholen. Dazu wickeln sie sich Streifen alter Plastiksäcke um die Füße und erklimmen so – ohne Sicherung – mit Händen und Füßen die gut 20 Meter hohen Palmen. Als die Kletterer wieder am Boden sind, schneiden sie mit scharfen Messern die Kokosnüsse zurecht und öffnen sie, sodass wir die frische Kokosmilch trinken können. Köstlich!

Tag 6

SOLARPUMPEN UND SCHULGÄRTEN

Wir sind in Stone Town und besuchen zunächst die Mtopopo Secondary School. Dort wollen wir den Biologie-Lehrer Halfar treffen, der auch die „Environmental Clubs“ betreut, die an den Schulen obligatorisch sind. Er möchte uns die Situation vor Ort zeigen, weil er einen Schulgarten einrichten will, um praktischen Biologieunterricht anbieten zu können. Anschließend fahren wir weiter zur Mwembelado-Schule, wo mit Unterstützung aus Potsdam eine solargetriebene Wasserpumpe installiert wurde, die die Schule nun umweltfreundlich mit Wasser versorgt. Langsam neigt sich unser Aufenthalt auf Sansibar dem Ende zu. Wir sagen „Asante Sana“, vielen Dank!



MEIN ARBEITSTAG

„AM ENDE DES TAGES SIEHT MAN, WAS MAN GESCHAFFT HAT“

Kirsten Beyer und Kiron Wahl sind Gärtner im Botanischen Garten



HEIKE KAMPE

Kirsten Beyer und Kiron Wahl haben als Gärtner im Botanischen Garten der Universität Potsdam alle Hände voll zu tun. Ob üppig wuchernde tropische Schlingpflanzen in den Gewächshäusern, Heilpflanzen aus ganz Europa auf den Freiflächen oder mächtige Kakteen im Sukkulentenhaus – rund 10.000 Arten mit unterschiedlichen Ansprüchen wachsen hier auf insgesamt 8,5 Hektar Fläche. Die beiden Gärtner, die im vergangenen Sommer ihre Ausbildung abgeschlossen haben, schätzen diese Vielfalt und auch die Freiräume, die sie für eigene Ideen haben. Einen Tag lang haben wir ihnen bei der Arbeit über die Schulter geschaut.



6:45 UHR

Lange bevor die ersten Besucher kommen, beginnt der Arbeitstag für die Gärtnerinnen und Gärtner im Botanischen Garten. Kiron Wahl

füttert erst einmal die Tiere in den Gewächshäusern, von denen es überraschend viele gibt. Die Zwergwachteln im Nutzpflanzenhaus wurden extra für die biologische Schädlingsbekämpfung angeschafft. Und auch Fische, Schildkröten, Zebrafinken und Frösche müssen versorgt werden.

Kirsten Beyer startet ihren Arbeitstag an diesem Morgen ebenfalls in den Gewächshäusern. Eigentlich sind die Freilandanlagen ihr Terrain. Aber im Winter, wenn es morgens noch dunkel und kalt ist, bleibt sie erst einmal drinnen. Die Pflanzen müssen ausgeputzt, tote Blätter entfernt, zu üppig wachsende Stauden gestutzt werden. Dabei geht es nicht nur um einen ordentlichen Eindruck für die Besucherinnen und Besucher. „Es ist auch vorbeugender Pflanzenschutz“, erklärt Kiron Wahl. „Vor allem im Gewächshausklima besiedeln pilzli-

che Erreger schnell totes Material.“ Damit sich die Pflanzen nicht infizieren, müssen Laub und abgestorbene Triebe regelmäßig beseitigt werden. Etwa 3.000 Quadratmeter umfassen die zehn Gewächshäuser. „Wenn man einmal durch ist, fängt man von vorn an“, sagt Kirsten Beyer lachend.



8:30 UHR

Inzwischen ist es hell, Kirsten Beyer nimmt ihre Arbeitsgeräte und überquert die Maulbeerallee, um zu den Freiflächen im Paradiesgarten zu gelangen. Hier betreut sie die Beete der systematischen Abteilung, auf denen verschiedene Familien der zweikeimblättrigen Pflanzen gezeigt werden, und bereitet sie für die neue Saison vor. Alte, verblühte Pflan-





zenstängel müssen abgeschnitten, die Beete mit neuer Erde aufgefüllt werden. „Im Sommer ist mehr zu tun“, sagt die Gärtnerin. Dann muss sie vor allem wässern, die Rasenwege mähen und das Unkraut jäten. „Viele mögen das Jäten nicht, aber mir macht das Spaß“, sagt sie. Überhaupt ist sie am liebsten draußen, an der frischen Luft.

Im Nutzpflanzenhaus hat Kiron Wahl derzeit eine scharfe Gartenschere und eine Leiter zur Hand genommen. Einige Pflanzen müssen zurückgeschnitten werden. Besonders der Pfeffer, die Passionsblume und andere rankende Pflanzen wachsen gern in die Höhe. „Wenn man da nicht hinterher ist, wuchern sie alle Fenster zu und nehmen den anderen Pflanzen das Licht weg“, erklärt der Gärtner.



10:30 UHR

Die Fenster im Gewächshaus sind wieder frei, das Licht kann nun auch zu den etwas kleineren Pflanzen auf dem Boden vordringen. Jetzt kontrolliert Kiron Wahl die Gewächse auf Schädlinge. Der Kakaobaum leidet unter Wollläusen, die sich auf Blättern und Früchten breit machen und den Pflanzensaft saugen. Die erste Maßnahme: Der Gärtner reinigt die Pflanze mit einem feuchten Lappen. Wenn die Läuse überhandnehmen, muss er aber zu drastischeren Mitteln

greifen. „Dann nutzen wir vor allem biologische Pflanzenschutzmittel auf Ölbasis“, erklärt er.



14:00 UHR

Im Kaltgewächshaus prüft Kiron Wahl nun, ob die Kübelpflanzen genügend Feuchtigkeit haben, und versorgt trockene Töpfe mit Wasser. Anschließend schneidet er Stecklinge von ausgewählten Pflanzen, um diese zu vermehren. Im eigens dafür eingerichteten Vermehrungshaus, das nicht öffentlich zugänglich ist, stehen Hunderte kleine Töpfe in den Anzuchtkästen. Die Stecklinge werden in die Erde pikiert, wo sie nach einigen Tagen Wurzeln schlagen. Sind sie gut angewachsen, können sie in größere Gefäße umgetopft werden. Kirsten Beyer sucht nun nach einigen Stunden in der Kälte wieder die Wärme. Die Samen, die im Herbst geerntet wurden und zur Anzucht von neuen Pflänzchen im Frühling

gebraucht werden, müssen gereinigt werden. Mit einem Mörser zerkleinert sie zuerst das Pflanzenmaterial aus den Tüten, wo die Samen noch fest in ihren Samenständen hängen. Danach kommt alles auf ein großes Stück Pappe. Mit gekonnten Bewegungen wirft Beyer das getrocknete und zerkleinerte Material in die Luft. Die schweren Samen fallen zurück auf die Pappe, alles andere wird vom Luftstoß davongewirbelt. „Wir nennen das Wedeln“, beschreibt die Gärtnerin die Technik. Anschließend verpackt und beschriftet sie sorgfältig die fertigen Samen. Einige von ihnen werden auch an andere Botanische Gärten versendet.



15:30 UHR

„Am Ende des Tages sieht man, was man geschafft hat“, das sei einer der Gründe, warum sie ihre Arbeit liebe, sagt Kirsten Beyer. Für sie und ihren Kollegen ist die Arbeit im Botanischen Garten ein Privileg. „Wir haben deutlich mehr Möglichkeiten und mehr Abwechslung als in einem Produktionsbetrieb“, erklärt Kiron Wahl. Sich ausprobieren, Beete selbst gestalten, austesten, welche Pflanzen wo am besten gedeihen – all das können die Gärtnerin und der Gärtner hier realisieren und erhalten zugleich Einblicke in die Forschung.

Beide würden nach ihrem ersten befristeten Berufsjahr gern bleiben. „Diese Sicherheit würde ich mir wirklich wünschen“, sagt Kiron Wahl.



NAHAUFNAHME

Profi mit Profil

Marvin Dogue ist Profisportler und studiert Betriebswirtschaftslehre. Als moderner Fünfkämpfer liebt er die Abwechslung



MAGDA PCHALEK

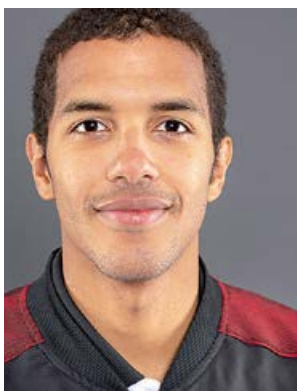
Der Sport ist das wichtigste für Marvin Dogue – ihm ordnet er Studium und Freizeit unter. Anders könnte der 24-Jährige wohl auch nicht so erfolgreich sein. 2017 war er bereits Deutscher Meister, dieses Jahr wollte er es in die Auswahl für die inzwischen verschobenen Olympischen Spiele in Tokio schaffen. In der Weltrangliste ist er derzeit der bestplatzierte Deutsche. Um sich optimal auf die Olympia-Qualifikation vorzubereiten, hatte Dogue, der an der Universität Potsdam Betriebswirtschaftslehre studiert, entschieden, ein Freisemester zu nehmen. „Man muss Prioritäten setzen. Für mich steht der Sport an erster Stelle. Im Sport bin ich zeitlich begrenzt, ich kann ihn nicht ewig machen. Das Studium darf sich daher auch etwas ziehen“, sagt er.

Dogue betreibt Modernen Fünfkampf – eine anspruchsvolle Sportart, die sich aus den Disziplinen Fechten, Schwimmen, Reiten und Laser-Run, also Laufen und Schießen, zusammensetzt. Angefangen hat er mit neun Jahren. Damals war der bayrische Verband der modernen Fünfkämpfer auf Nachwuchssuche an Schulen unterwegs und scoutete Kinder, die gut laufen und schwimmen konnten. Marvins älterer Bruder Patrick fiel auf und die Mutter entschied, dass der Sport bestimmt beiden energiegeladenen Söhnen gut tun würde. Sie sollte richtig liegen, denn beide sind bis heute dabei. Patrick Dogue ist bereits für Olympia qualifiziert, Marvin möchte unbedingt nachziehen. Auf die Frage, ob die ganze Familie Dogue sehr sportlich sei, schüttelt Marvin lachend den Kopf: „Mein Großvater ist pfälzischer Weinliebhaber. Sportlich ist der gar nicht.“ Auch Dogues Mutter musste in den Sport erst hineinwachsen, wurde in den



Anfangsjahren zur Trainerin ihrer Söhne, ohne selbst jemals modernen Fünfkampf betrieben zu haben. Zugleich sei sie keineswegs verbissen gewesen, stand auch hinter ihm, als er überlegte, den Sport nicht mehr zu betreiben.

Wann aus dem Hobby des Kindes Leistungssport wurde, kann Marvin Dogue nicht genau sagen. „Das war ein fließender Übergang. Ich habe in der 10. Klasse auch mal darüber nachgedacht, den Sport an den Nagel zu hängen. Aber es war mir dann doch zu langweilig, einfach nur Abi zu machen, zu studieren und arbeiten zu gehen“,





so der BWL-Student. „Der Sport ermöglicht mir auch Reisen und viele neue Eindrücke, die ich ohne ihn nicht hätte. Nach dem Abi stand die Entscheidung an. Ich bin Sportsoldat geworden und dann ist man eigentlich Profisportler.“ Für ihn persönlich ist sein wichtigster Erfolg bisher eine Bronzemedaille beim 4. Weltcup 2019. „Da ist der Knoten geplatzt. Vorher hab ich international in der Staffel Erfolge errungen, also gemeinsam mit einem Teamkollegen, aber ab da wusste ich, dass ich es auch alleine schaffen kann. Es war ein Katalysator dafür, was jetzt passiert.“

Fotos: © ZIM/Kevin Ryl (3)

Zu den schönsten Erfahrungen, die ihm der Sport ermöglicht, zählt Marvin Dogue das Kennenlernen verschiedenster Kulturen. So erzählt er begeistert von seinen Rivalen – Koreanern, die ihr Essen immer selbst zubereiten, weil das gesünder ist, und Mexikanern, die bei jeder Temperatur ohne T-Shirt unterwegs sind. Nicht nur deshalb liebt er seinen Sport. „Ein Läufer hat irgendwann seine Bestzeit erreicht. Ich kann mich, weil ich nicht so gut bin, wie jemand der einer Einzeldisziplin nachgeht, immer verbessern. Das und die Abwechslung der Disziplinen machen den Sport für mich aus.“

Dogue ist als Jugendlicher nach Potsdam gekommen. Unzufrieden mit der Schule in Erding, wo er aufgewachsen ist, entschied er gemeinsam mit seiner Familie, an eine Sportschule zu wechseln. Auch München stand zur Debatte, wo er ausschließlich Schwimmer gewesen wäre, aber letztlich wurde es das Sportinternat in Potsdam, das einen Schwerpunkt auf den Modernen Fünfkampf legt. Und er blieb auch nach dem Schulabschluss.

An der Universität Potsdam fühlt er sich sehr wohl. Das liegt auch an den Mitstudenten, die ihn unterstützen. „Das ist anders als zum Beispiel in Berlin, wo Freunde von mir nach drei Semestern noch niemanden an der Uni kannten. Ich kann meine Kommilitonen fragen, wenn ich wegen eines Wettkampfs mal eine Vorlesung verpasse.“ Nachdem sein Studienfach anfangs eher pragmatisch gewählt war, hat er inzwischen nach einem Mentoring eine Idee davon, was er beruflich machen möchte. Social Business, wie es der Friedensnobelpreisträger Muhammad Yunus entwickelt hat, findet er spannend. „In diese Richtung soll es erstmal gehen und dann gucke ich, was noch kommt.“

”

Zu den schönsten Erfahrungen, die ihm der Sport ermöglicht, zählt Marvin Dogue das Kennenlernen verschiedenster Kulturen.

DAS GESPRÄCH

Vorwürfe und Aufbruchsstimmung

Die Gleichstellungsbeauftragte Christina Wolff und die Soziologin Dr. Käthe von Bose über die Gender Studies



DR. JANA SCHOLZ



Oft wird es als politische Einflussnahme verstanden, sich wissenschaftlich mit gesellschaftlichen Ungleichheiten zu befassen.



Immer wieder ist die Geschlechterforschung heftiger Kritik ausgesetzt. Gleichzeitig wächst das Interesse an der Fachrichtung gerade bei Studierenden. Das Netzwerk „Interdisziplinäre Geschlechterstudien“ an der Universität Potsdam bringt seit bald drei Jahrzehnten Forschende ganz verschiedener Fächer zusammen. Eines ihrer Ziele ist es, über die Geschlechterforschung zu informieren und mit der Öffentlichkeit ins Gespräch zu kommen. Über die aktuelle Situation der Gender Studies an deutschen Hochschulen und in Potsdam sprach Dr. Jana Scholz mit der Zentralen Gleichstellungsbeauftragten der Universität Potsdam, Christina Wolff und Dr. Käthe von Bose, die den Lehrbereich Geschlechtersoziologie leitet.

Sehen Sie derzeit eine Bedrohung der Gender Studies?

Käthe von Bose: Seit Jahren kann man feststellen, dass die Gender Studies das Fach sind, das öffentlich am stärksten auf negative Weise diskutiert, diffamiert und delegitimiert wird. Ihre Vertreterinnen und Vertreter sind teils massiven Angriffen von verschiedenen Seiten ausgesetzt. Ein Höhepunkt war das Verbot des Studienfachs Geschlechterforschung an ungarischen Universitäten 2018. Hierzulande geht vor allem die AfD gegen die Gender Studies vor. Ich erinnere mich noch, wie erschrocken ich war, als ich im Wahl-O-Mat die Frage las, ob ich für das Fortbestehen der Gender Studies an Hochschulen sei. Man muss jedoch unterscheiden zwischen diffamierenden Angriffen und konstruktiver Kritik. Kritische Fragen wollen wir aufgreifen und darauf antworten.

Welche Fragen beschäftigen die Geschlechterforschung im Moment und mit welchen Vorurteilen hat sie zu kämpfen?

von Bose: In der Geschlechtersoziologie geht es insbesondere um Ungleichheiten in der Gesellschaft, in Sachen Arbeit zum Beispiel. Denn noch immer verdienen Frauen im Durchschnitt weniger als Männer und sind im Alter häufiger von Armut betroffen.

Christina Wolff: Die Vorwürfe aus der Anti-Genderismus-Bewegung lauten zum Beispiel, dass wir mit den Gender Studies zu einer Frühsexualisierung von Kindern beitragen oder dass wir traditionelle Familienmodelle aufbrechen würden. Die Kritik setzt oft da an, wo Menschen in bestimmten Mustern leben und sich bedroht fühlen, wenn es zu komplex wird. Auch wird es oft als politische Einflussnahme verstanden, sich wissenschaftlich mit gesellschaftlichen Ungleichheiten zu befassen. Die Gender Studies tun das in Bezug auf Geschlecht, aber eben auch auf viele andere Aspekte wie Migration, Alter oder Behinderung. Sie wollen verstehen, wie Machtverhältnisse entstehen.

von Bose: Die Geschlechterforschung greift sehr lebensnahe Themen auf. Das ist ihre Stärke, kann aber auch verunsichern – schließlich geht es um ganz persönliche Dinge wie Körper, Sexualität, Familie. Für viele ist selbstverständlich, dass es zwei biologische Geschlechter gibt und das Verhältnis zwischen den Geschlechtern darauf zurückzuführen ist. Solche Normen bieten den einen vielleicht Sicherheit, für die anderen sind sie aber sehr, sehr ausschließend.

Wolff: Da die Gender Studies aus einer politischen Bewegung heraus entstanden sind, sind

ihre Grenzen flüchtiger als in anderen wissenschaftlichen Disziplinen. Vertreterinnen und Vertreter des Fachs versuchen zu betonen, dass es um wissenschaftliche Fragestellungen geht ...

von Bose: ... die ja immer auch politische Auswirkungen haben können. Aber ich würde gerade betonen, dass Wissenschaft Teil von Gesellschaft sein sollte – nicht indem sie eine politische Agenda vorgibt, sondern indem sie durch kritische Analysen dazu beiträgt, gesellschaftliche Dynamiken überhaupt erst zu erkennen.

Was ist das Anliegen des Netzwerks „Interdisziplinäre Geschlechterstudien“?

Wolff: Das Netzwerk wurde Anfang der 1990er Jahre von Irene Dölling, der ehemaligen Professorin für Soziologie der Geschlechterverhältnisse, zusammen mit Kolleginnen aus der Philosophischen und der Humanwissenschaftlichen Fakultät gegründet. Auch die Gleichstellungsbeauftragten sind seither darin vertreten. Es will Vernetzungsraum bieten, etwa über Veranstaltungen wie den Aktionstag #4genderstudies, der seit 2017 immer am 18. Dezember stattfindet. Von Anfang an war es das Ziel, das „Zertifikat für interdisziplinäre Geschlechterstudien“ zu entwickeln. Aktuell können Interessierte über Studiumplus 31 Kurse im Bachelor und Master belegen, aus so unterschiedlichen Disziplinen wie Romanistik, Soziologie oder Erziehungswissenschaften. Als Koordinatorin freue ich mich zu sehen, dass die Zahl der Zertifikatsstudierenden ständig zunimmt. Tatsäch-

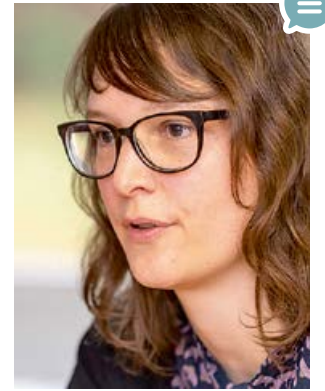
lich kann das Zertifikat für die Karriereplanung sinnvoll sein, denn der Bereich Gleichstellung wächst extrem.

Gäbe es ein Institut für Geschlechterforschung in Potsdam, hätte es womöglich den Nachteil, nicht ganz so fachübergreifend zu operieren?

Wolff: Ich würde es vielleicht nicht Institut nennen, aber wenn ich mir etwas wünschen dürfte, dann wäre es schon ein Zentrum für interdisziplinäre Geschlechterforschung an der Uni Potsdam. Im Netzwerk „Interdisziplinäre Geschlechterstudien“ sammeln sich Forschende aus unterschiedlichen Disziplinen. Das bricht jedoch mit Weggang der befristet beschäftigten Kolleginnen und Kollegen immer wieder auseinander. Ein institutionalisiertes Zentrum wäre eine ganz andere Sache.

von Bose: Meine Stelle ist im Moment die einzige an der Universität, die „Geschlecht“ im Namen führt. Ich habe mich gefreut, im Netzwerk Kolleginnen und Kollegen kennenzulernen, die sich in Forschung und Lehre mit Gender auseinandersetzen, auch wenn sie es nicht im Jobtitel tragen. Die Interdisziplinarität beizubehalten ist auf jeden Fall wichtig – aber es müssen auch die notwendigen Mittel zur Verfügung stehen. Durch ein Zentrum oder auch einfach durch die Stärkung der Stellen, die Geschlechterforschung betreiben, ob sie sie nun im Titel führen oder nicht.

Wolff: Da stimme ich zu. Das ist wichtig.



Die Geschlechterforschung greift sehr lebensnahe Themen auf. Das ist ihre Stärke, kann aber auch verunsichern.



LABORBESUCH

Lernen mit gutem Gefühl

Die Bildungswissenschaftlerin Rebecca Lazarides will Roboter zu sozial kompetenten Lernbegleitern machen



Peter sitzt vor einem Tablet, darauf eine Matheaufgabe. Der Siebtklässler grübelt, probiert etwas aus – und hat wenig später eine Lösung gefunden. Er ist sichtlich erleichtert, zufrieden mit sich selbst. Dann schaut er auf. Vor ihm steht Cozmo. Der kleine Roboter, der aussieht wie ein futuristischer Gabelstapler im Miniformat mit Gesicht, fragt ihn: „Und, war die Aufgabe schwer? Sag es mir! Tipp dafür auf einen der drei Würfel, die vor dir liegen.“ Peter zögert kurz und entscheidet sich für den mittleren – ganz leicht war es nicht, aber er war sich immer sicher, die Aufgabe lösen zu können. „Und hat es dir auch Spaß gemacht?“ Diesmal wählt er den linken Würfel, Spaß Fehlanzeige. Mathe bereitet ihm zwar keine Probleme, aber seine Interessen liegen anderswo. Wenig später erscheint auf dem Tablet eine neue Aufgabe. Cozmo – oder besser das Assistenzsystem, das in ihm steckt – hat für den Jungen etwas ganz anderes ausgewählt, um ihn „bei der Stange zu halten“.

So könnte sie aussehen, die Zukunft im Klassenzimmer. „Jedes Kind lernt anders“, sagt die Bildungswissenschaftlerin Rebecca Lazarides. „Dieser Heterogenität im Unterricht gerecht zu werden und alle individuell zu fördern, ist ein wichtiges Ziel für Lehrkräfte und natürlich auch der schulpädagogischen Forschung.“ Gleichwohl sei das bei bis zu 30 Schülern pro Klasse für die Lehrkräfte allein nicht zu schaffen. Doch mithilfe intelligenter Assistenz- oder Tutorsysteme (ITS) und Lernrobotern, ließe sich diese Lücke eventuell schließen. „Diese können und sollen die Lehrer keineswegs ersetzen, sondern sie unterstützen“, erklärt die Forscherin. So gebe es bereits Programme, die beispielsweise bei Aufgabenseri-

en, die am Tablet abgearbeitet werden, erkennen, wann ein Schüler Hilfe braucht – und dann Tipps geben.

Rebecca Lazarides selbst geht schon lange der Frage nach, welche Rolle die Motivation von Schülerinnen und Schülern für ihren Lernerfolg spielt. Gemeinsam mit Prof. Dr. Ulrich Schiefele von der Pädagogischen Psychologie an der Universität Potsdam untersucht sie in der groß angelegten, DFG-geförderten Teach-Studie, wie motiviert Jugendliche im Unterricht sind und was die Motivation der Lehrperson und die Unterrichtsqualität damit zu tun haben. „Die Motivation von Lernenden ist zentral für ihren Lernerfolg. Mittlerweile wissen wir auch, dass die Lehrkräfte und ihre eigene Motivation zu unterrichten eine große Rolle spielen bei der Förderung der Lernmotivation von Schülerinnen und Schülern. Allerdings sind Lernende im Unterricht sehr unterschiedlich motiviert. Hierbei stellt sich die Frage, wie guter Unterricht solche Unterschiede aufgreifen kann“, fasst sie ein erstes Ergebnis zusammen.

Nun will sie gemeinsam mit Informatikern der Humboldt-Universität zu Berlin Intelligente Tutorsysteme so weiterentwickeln, dass diese nicht mehr nur die kognitive, sondern auch die motivationale und emotionale Entwicklung von Lernenden bestmöglich befördern. Schließlich sei aus der erziehungswissenschaftlichen Forschung bekannt, dass besser lernt, wer dies mit Freude tut, von Aufgaben nicht überfordert ist, sich durch Lernerfolge selbst als kompetent wahrnimmt und damit auch den Wert des Lernens erkennt. „Wir wollen nun die ITS so programmieren und modellieren, dass sie entsprechend dieser Annahmen positive Lernerfahrungen ermöglichen“, sagt Rebecca Lazarides. In einem ersten Schritt wollen



Jedes Kind lernt anders. Dieser Heterogenität im Unterricht gerecht zu werden und alle individuell zu fördern, ist ein wichtiges Ziel für Lehrkräfte.



die Forschenden nachweisen, dass es für den Lernerfolg von Schülerinnen und Schülern lern- und leistungsförderlich ist, auf Motivation und Emotionen mithilfe von Lernrobotern einzugehen. Dafür werden kleinere Schülergruppen mit unterschiedlichen ITS und Lernrobotern arbeiten – die einen mit rein leistungsbezogener Unterstützung, die anderen zusätzlich mit Berücksichtigung ihrer Lern- und Leistungsemotionen. In einem zweiten Schritt erhoffen sich Rebecca Lazarides sowie ihre Kolleginnen und Kollegen Erkenntnisse darüber, wie Lehrkräfte in Zukunft die Motivation und Emotionen ihrer Schülerinnen und Schüler noch besser erkennen und im Unterricht berücksichtigen können. Zum Beispiel indem sie passende Aufgaben und Materialien auswählen, je nachdem welches Ausgangsniveau die Schülerinnen und Schüler zeigen – in der Motivation und bei den Lern- und Leistungsemotionen.

Erste Voruntersuchungen haben gezeigt: Schülerinnen und Schüler, die mit einem ITS arbeiten, verfolgen selten das Ziel im Lernprozess, besser als andere Lernende zu sein und erreichen schließlich auch sehr gute Leistungen in kognitiven Tests. Gleichwohl werde künftig nicht durchweg mit ITS gelernt, ist sich Rebecca Lazarides sicher. „Wir wollen auch untersuchen, in welche Unterrichtsphasen ITS passen und in welche nicht. Es hat sich auch bei Computern oder Tablets gezeigt, dass sie besser eingesetzt sind, wenn es durchdacht unter Berücksichtigung (fach-)didaktischer Überlegungen geschieht.“

Dass Peter, seine ganze Klasse und viele weitere Schüler in ganz Deutschland Woche für Woche mit Cozmo lernen, sei indes noch Zukunftsmusik, sagt die Bildungswissenschaftlerin. Nicht nur weil die Geräte bislang sehr teuer seien. „Unser Projekt

REBECCA LAZARIDES



ist Grundlagenforschung. Wir wollen zunächst herausfinden, wie sich solche Systeme entwickeln lassen und welche genauen Auswirkungen sie auf Lernprozesse haben.“ Auf jeden Fall soll bis zum Ende des Clusters in fünf Jahren ein funktionierender virtueller Tutor mit einem Händchen für Emotion und Motivation fertig sein.

LEHRE

Frei Raum Gedanken

Pädagogik und Architektur im Dialog – für eine Universitätsschule in Golm



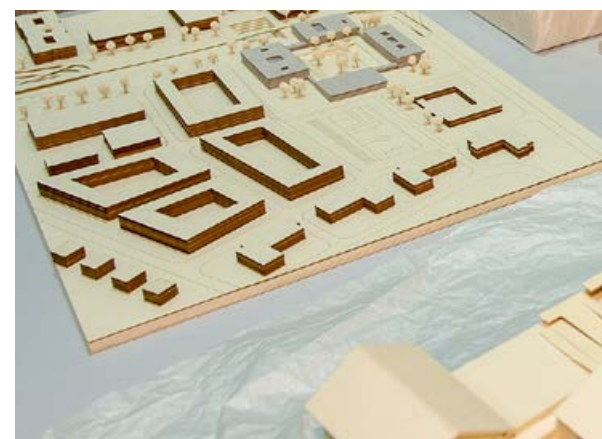
ANTJE HORN-CONRAD

Was jüngste und junge Menschen zum Lernen brauchen, davon hat Katrin Völkner, Ph.D., ziemlich genaue Vorstellungen. Im Projekt „Innovative Hochschule Potsdam“ ist sie in der glücklichen Lage, eine neue Schule quasi am Reißbrett zu entwerfen. Nicht als Architektin, sondern als Expertin für den Wissenstransfer in der Bildung. Gemeinsam mit ihrem Kollegen Dr. Mathias Weißbach, mit Didaktikern, Pädagogen und Psychologen sowie Fachleuten aus Politik und Verwaltung konzipiert sie eine Universitätsschule, die von den neuesten wissenschaftlichen Erkenntnissen profitiert.

Wie aber muss das dazugehörige Gebäude aussehen, will es der Heterogenität der Lernenden gerecht werden, inklusiven und differenzier-

ten Unterricht ermöglichen und sich obendrein in die Gesellschaft hinein öffnen? Lehramts-, Pädagogik- und Architekturstudierende der Universität und der Fachhochschule Potsdam hatten ein Semester lang Zeit, ebensolche Schulbauten zu entwerfen. „Sie sollten sich nicht von realen Zwängen einschränken lassen, sondern frei darüber nachdenken, was sinnvoll ist“, berichtet Katrin Völkner. „Natürlich prallten da unterschiedliche Fächerkulturen aufeinander. Während die künftigen Lehrkräfte das pädagogische Fundament diskutierten, hatten die Architekturstudenten schon den Gebäudeentwurf im Blick. Beide Seiten mussten erst einmal eine gemeinsame Sprache finden. Das war ein wichtiges Ziel für uns“, so Prof. Dr. Nadine Spörer, die das Seminar zusammen mit Prof. Dr. Gerlind Große von der Fachhochschule und dem dortigen Architekturprofessor Karl-Heinz Winkens betreute. Zu Jahresbeginn waren die Ergebnisse im IKMZ ausgestellt.

Ein Team Studierender befasste sich mit der „Schule im gesellschaftlichen Umfeld“ und setzte seinen Gebäudekomplex auf den einstigen Golmer Müllberg, unweit des Zernsees. Eine Provokation? Thema verfehlt? Mitnichten. Vielmehr lenken die Studierenden ihren Blick auf Zukünftiges, sehen den expandierenden Stadtteil Golm schon bald bis



Fotos: © Tobias Hopfgarten (2)

an den Naturpark reichen. „Dann liegt ihre Schule mittendrin und dabei nahe genug am Campus der Universität“, sagt Katrin Völkner und weist auf das Modell. Auf der Anhöhe wirkt die Anlage wie eine Akropolis. Am Westhang befinden sich ein Auditorium, eine Mensa, sogar ein griechisches Theater. „Hier wird Schule zum Begegnungsort für Kinder und ihre Eltern, die Menschen aus der Stadt, den Instituten und der Universität“, so Völkner. Wandelbare Räume, Werkstätten und Ateliers ermöglichen jede Form von Unterricht. Wo am Tag gelernt wird, treffen sich abends Vereine und Gruppen, um gemeinsam zu musizieren, Sport zu treiben, sich fortzubilden oder Kommunales zu diskutieren. Auch ist genügend Platz für Schulgärten und einen Marktplatz, auf dem das angebaute Gemüse seine Käufer findet. Fahrradwege führen zu Dorf und See, Instituten und Bahnhof.

Natürlich ist diese Schule den ganzen Tag geöffnet, nicht nur für Lernende und Lehrende, sondern manchmal auch für den Handwerker von der benachbarten Baustelle, den Koch aus der Mensa oder die Musikerin aus dem städtischen Orchester. Denn die Kinder können auch von ihnen lernen. Sie sollen mal in der Gruppe unterrichtet werden, gemeinsam diskutieren oder etwas ausprobieren und mal versunken sein in ein eigenes Projekt. Wie sich solch ein Ganztagsbetrieb architektonisch widerspiegeln muss, damit befasste sich ein zweites Team Studierender. „In ihrer Schule gibt es ein Herz, einen Mittelpunkt, von dem aus sich die Kinder nach einer Phase des Ankommens entscheiden, in welchen Räumen sie sich wie lange mit einem Lehrinhalt beschäftigen wollen“, erklärt Völkner. Es gibt Lerninseln für den Fachunterricht, Gruppen- und Einzelarbeitsplätze, Boxen für Gespräche mit den Lernbegleitern, Räume zur Bewegung und zur Entspannung. Und es gibt Rückzugsorte, auch für die Lehrerinnen und Lehrer.

Die geplante Universitätsschule ist eine inklusive Schule für alle, von der ersten bis zur 13. Klasse, durchlässig bis zum Abitur und mit individueller Förderung, sodass sich jedes Mädchen, jeder Junge nach seinen Möglichkeiten und seinen

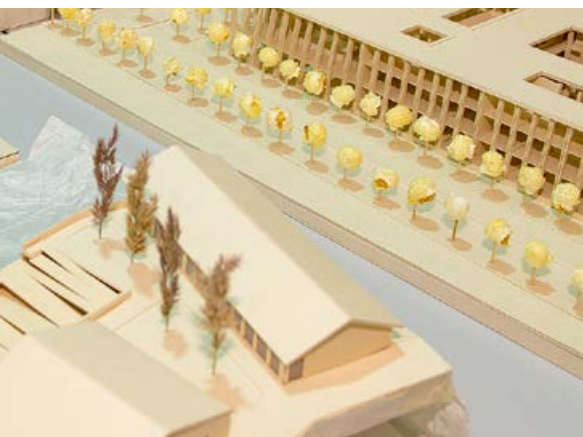
besonderen Bedürfnissen gut entwickeln kann. Dies bedeutet, dass Lehrkräfte, Therapeuten, Psychologen, Sozial- und Förderpädagogen Hand in Hand arbeiten müssen. „Eine Gruppe von Studierenden stellte sich im Seminar die Frage, was solche multiprofessionellen Teams benötigen“, sagt Katrin Völkner und zeigt den Entwurf. Die Studierenden planen multifunktionale, aber auch medizinische und therapeutische Räume. Lernischen sollen als variable Arbeitsräume dienen. Zudem entwarfen sie Besprechungsräume, in die sich Schülergruppen und Lehrkräfte, Studierende und Dozierende der Uni sowie externe Kooperationspartner einbuchen können. Vorgesehen sind ein Familien- und Jugendzentrum sowie neben Werkstätten, Aula, Bibliothek und Küche einige Labore und Büros für Koordinatoren der Universität, denn schließlich soll die Schule ja der Lehrerbildung und Bildungsforschung dienen.

Katrin Völkner und Mathias Weißbach sehen den Schulraum als Experimentierfeld für neues Lernen, in dem die Kinder und Jugendlichen die Handelnden sind. „Lernen heißt ausprobieren, Fehler machen, etwas verwerfen und noch einmal von vorn beginnen“, sagt Weißbach und zieht den Vergleich zum klassischen Labor. Das übrigens würde sich gar nicht innerhalb der neuen Schulmauern befinden, sondern in den Instituten, gleich nebenan in der Universität. Dort gibt es auch eine Sternwarte, eine große Bibliothek, ein Musikinstitut, den Hochschulsport und jede Menge Experten: Molekularbiologinnen, Astrophysiker, Vulkanologen, Klimaforscherinnen.

Als einzige lehrerbildende Einrichtung in Brandenburg nimmt die Universität Potsdam eine Vorreiterrolle ein. „Wir sind das Denklabor für die Schulen der Region“, sagt die Bildungswissenschaftlerin Nadine Spörer. „Zugleich brauchen wir den Erfahrungsschatz aus der Schulpraxis, Vorschläge aus Wirtschaft und Politik, Hinweise von Eltern und die Ideen der Schülerinnen und Schüler“, ergänzt die Professorin. Nur so lasse sich ein überzeugendes Konzept für die Universitätsschule entwerfen und umsetzen.



Lernen heißt ausprobieren, Fehler machen, etwas verwerfen und noch einmal von vorn beginnen.



Das von Potsdam Transfer geleitete Projekt „Innovative Hochschule Potsdam“ wird vom Bundesministerium für Bildung und Forschung gefördert. Im Teilprojekt Bildungscampus tragen die Humanwissenschaftliche Fakultät und das Zentrum für Lehrerbildung und Bildungsforschung die wissenschaftliche Verantwortung.

FORSCHUNG

Klischee oder Chance?

Die Psychologin Andrea Hasl hat den amerikanischen Traum unter die Lupe genommen



ULRIKE SZAMEITAT



Wer kennt sie nicht, die Erfolgsgeschichten mittel- loser Amerikaner und Einwanderer aus aller Herren Länder, die ins Land der unbegrenzten Möglichkeiten aufbrechen, um den „American Dream“ zu leben? Aber gibt es ihn wirklich oder wird hier nur ein Klischee bedient? Mit dieser Frage beschäftigt sich die Doktorandin Andrea Hasl. Seit 2017 promoviert sie bei Professor Martin Brunner am Lehrstuhl für Quantitative Methoden in den Bildungswissenschaften. Die Nachwuchswissenschaftlerin hat Hunderte sozioökonomischer Daten empirisch ausgewertet. Gemeinsam mit anderen hat Andrea Hasl die Ergebnisse in einem Beitrag der renommierten Zeitschrift „Psychology & Aging“ veröffentlicht.

Egal, wer man ist, egal, woher man kommt, mit harter Arbeit und Ausdauer hat es jeder Mensch selbst in der Hand, sein Leben in der Zukunft zu verbessern. So oder ähnlich würden wohl die meisten Menschen den „American Dream“ beschreiben. In ihrer Studie wendet sich Hasl mit Kolleginnen und Kollegen von der Uni Potsdam sowie der Humboldt-Universität zu Ber-

lin insbesondere zwei Fragestellungen zu: Inwiefern wurden Kernaspekte des amerikanischen Traums überhaupt je verwirklicht? Und: Ist ein Einfluss historischer Veränderungen auf dessen Kernaspekte nachweisbar?

Seit den 1960er Jahren lassen sich in den USA der Abbau von Sozialsystemen und eine wachsende Deregulierung der Märkte beobachten. Digitalisierung, Internet und zunehmende Internationalisierung hielten Einzug. Das eröffnete neue Möglichkeiten, brachte aber auch eine erhöhte Komplexität der Arbeitswelt mit sich. Wie haben sich diese und andere Entwicklungen auf die Realisierung des „American Dream“ ausgewirkt?

Um das Bild des amerikanischen Traums messbar zu machen, galt es zunächst Variablen zu finden, die dessen empirische Untersuchungen ermöglichen. „Wenn der ‚American Dream‘ wahr wäre, sollten Eigenschaften wie Intelligenz oder gewissenhaftes Arbeiten den Erfolg im Leben vorhersagen, nicht jedoch die Lebensumstände, in welche eine Person hineingeboren wurde“, sagt Hasl. Als echter Glücksfall erwiesen sich die „US National Longitudinal Surveys of Youth“ von 1979 und 1997, zwei repräsentative längsschnittliche

Kohortenstudien, die über Jahrzehnte hinweg mehr als 100 sozioökonomische Personendaten von US-Bürgern erfassen. Sie bilden die Grundlage der Untersuchung.

Für die Teilnehmenden beider Studienkohorten, geboren Anfang der 1960er bzw. der 1980er Jahre, wurden im Alter von 15 bis 16 Jahren Intelligenz und Schulnoten sowie die finanzielle Situation und Bildung der Eltern erfragt. 20 Jahre später schaute man sich die Lebenssituation der jeweils 3.500 Personen erneut an, diesmal mit Blick auf Bildungsstand, Verdienst und Gesundheit. Mithilfe statistisch aufwendiger Verfahren konnten die Autorinnen und Autoren die gemessenen Life-Outcomes der nun Mitte 30-Jährigen zur Ausgangssituation in Beziehung setzen, um anschließend verschiedene Ergebnisse abzuleiten.

Bezogen auf ihre ursprüngliche Frage kommt Andrea Hasl zu einem klaren Schluss: „Der ‚American Dream‘ in seiner Reinform – also die Zurückführung des Erfolgs im Leben ausschließlich auf die eigenen Fähigkeiten, nicht jedoch auf die soziale Herkunft – war in keiner der beiden Kohorten präsent!“ Zwar hatte der Einfluss des familiären Hintergrundes über die Zeit, anders als von den Forschenden angenommen, nicht zugenommen. Doch er blieb ein maßgebliches Kriterium für die Lebensverläufe. Personen aus reicheren Familien hatten nach 20 Jahren mehr Bildungsjahre absolviert, verdienten mehr und wiesen bessere Gesundheitswerte auf. Dies galt allerdings auch für Personen, die in ihrer Jugend höhere kognitive Fähigkeiten (IQ) und bessere Schulnoten vorzuweisen hatten. Gerade ein hoher IQ hatte das Potenzial, Benachteiligungen auszugleichen.

Vergleicht man die Effekte miteinander, fällt der Einfluss guter Noten auf den Erfolg in verschiedenen Lebensbereichen auf. Dieser ist, besonders für Bildung und Einkommen, in der jüngeren Kohorte deutlich größer als in der älteren. Das kann mehrere Gründe haben. Zunächst stellen Zensuren ein Zusammenspiel unterschiedlicher Fähigkeiten dar. Andrea Hasl erklärt das so: „Noten spiegeln sowohl kognitive als auch sozio-emotionale Fähigkeiten wider. Ist jemand nicht nur klug, sondern auch gewissenhaft und motiviert?“ Gerade diese sozio-emotionalen Fähigkeiten werden immer wichtiger, um in einer komplexen Umwelt zu bestehen. Gleichzeitig können Zensuren in Zeiten größerer Konkurrenz eine Signalwirkung haben. Sie sind für Universitäten sowie Arbeitgeberinnen und Arbeitgeber ein interessantes Auswahlkriterium.

Andrea Hasls Fazit fällt indes gespalten aus: Der „American Dream“ ist wohl doch eine Ausnahme, ein Klischee – verfilmt, besungen und in Romanen beschrieben. Folgt man den Ergebnissen der Studie, könnten sich Intelligenz und sozio-emotionale Fähigkeiten trotzdem auszahlen und sollten in ihrem Potenzial erkannt werden. „Um den amerikanischen Traum tatsächlich möglich zu machen, braucht es starke staatliche Sozialsysteme. Diese sollten Kindern bereits von klein auf die Möglichkeit geben, unabhängig vom finanziellen Status ihrer Familie hochwertige Bildung und Gesundheitsvorsorge zu erhalten. Nur so lässt sich Benachteiligungen früh entgegenwirken und eine nachhaltige Chancengleichheit für alle ermöglichen“, so das Resümee der Forscherin.



Gerade die sozio-emotionalen Fähigkeiten werden immer wichtiger, um in einer komplexen Umwelt zu bestehen.



Freunde für die Zukunft

Werden auch Sie Mitglied in unserer Vereinigung der Freunde, Förderer und Ehemaligen und unterstützen Sie auf einfachem und direktem Wege wissenschaftliche und kulturelle Projekte der Universität Potsdam. Sie werden zu regelmäßigen Veranstaltungen und Vortragsreihen eingeladen, erhalten Vergünstigungen z. B. für Weiterbildungsstudiengänge und profitieren von wertvollen Austauschmöglichkeiten über alle sozialen und wirtschaftlichen Bereiche. Ihr Engagement zählt – aus Verbundenheit und Überzeugung.



Universitätsgesellschaft Potsdam e.V. -
Vereinigung der Freunde, Förderer und Ehemaligen

Universitätsgesellschaft Potsdam e.V.

Am Neuen Palais 10, Haus 9

14469 Potsdam

Tel.: (0331) 977-5089, Fax: (0331) 977-1089

E-Mail: unigesellschaft@uni-potsdam.de



Jetzt informieren
und Mitglied werden:

www.uni-potsdam.de/uniges



TRANSFER

Hilft Vitamin C gegen Krebs?

Potsdamer Ernährungswissenschaftler betrachten den Klassiker im neuen Licht



DR. SILKE ENGEL



BURKHARD KLEUSER



CHRISTIAN GERECKE

Eine gesunde Ernährung kann Wunder wirken. Vor allem Vitamine sind wichtig: Sie geben uns Kraft, unterstützen die Verdauung und das Zellwachstum. Doch was ist tatsächlich dran an der Wunderwaffe? Kann Vitamin C wirklich eine aufkommende Erkältung stoppen? Und welche anderen Qualitäten hat dieser gut verträgliche, wasserlösliche Stoff noch?

Der Ernährungswissenschaftler Burkhard Kleuser stellt klar: „Egal ob man Vitamin C einnimmt oder nicht, die Erkältung dauert genauso lange.“ Dabei verweist der Leiter des Lehrstuhls für Toxikologie am Institut für Ernährungswissenschaft der Universität Potsdam auf Studien, die eindeutige Ergebnisse liefern. Trotzdem ist Vitamin C ein wichtiges Molekül, weil es unter anderem am Aufbau von Bindegewebe beteiligt ist und als Antioxidans fungiert. Selbst in geringen Mengen ist es in der Lage, sensible Moleküle wie Proteine, Lipide, Kohlenhydrate und Nukleinsäuren vor einer Schädigung durch Radikale und reaktive Sauerstoffspezies zu bewahren.

Als Wissenschaftler interessiert Kleuser ein ganz anderer Zusammenhang, nämlich wie Vitamin C Moleküle beeinflusst, die in der Epigenetik eine zentrale Rolle spielen. Darunter versteht man Mechanismen, die die Aktivität von Genen modulieren. So können Gene stillgelegt oder aktiviert sein. Epigenetische Prozesse können bei Krebserkrankungen fehlgeleitet sein.

„Das wurde lange von der Forschung übersehen“, erläutert der Molekularbiologe, „ist aber seit gut zehn Jahren ein großes Feld. Wir fokussieren uns auf die Frage, wie Vitamin C daran mitwirkt, fehlgeleitete Prozesse wieder richtigzustellen – vor allem bei Leukämie-Erkrankungen.“ Erst seit Kurzem ist bekannt, dass Vitamin C bei der Regulierung von „Ten-Eleven-Translocation“ (TET)-Enzymen ein wichtiger Faktor ist. Diese Enzym-Familie verursacht im Bereich der Epigenetik DNA-Veränderungen, erläutert der Forscher. „Im Fall von Krebs bedeutet das: Die TET-Enzyme können stillgelegte Gene aktivieren und somit die aus dem Ruder gelaufenen Zellteilungen wieder in geordnete Bahnen lenken.“ Damit könnte Vitamin C unterstützend in der Tumorbekämpfung eingesetzt werden. Und der Wissenschaftler ergänzt: „Damit Vitamin C überhaupt therapeutisch in der Krebsbehandlung wirken kann, muss es in extrem hoher Dosierung direkt ins Blut gegeben werden.“ Da hilft es nicht, täglich große Mengen Obst zu essen, Pulver oder Vitamintabletten einzuwerfen. Das körpereigene Transportsystem sei bei etwa 200 mg Vitamin C am Tag gesättigt, alles darüber hinaus wird ausgeschieden. „Noch ist es also zu früh für den therapeutischen Einsatz“, gibt Kleuser zu bedenken. „Wir müssen erst verstehen, wie Vitamin C den Mechanismus genau beeinflusst.“

„Daran forschen wir gerade“, ergänzt Dr. Christian Gerecke, der als Postdoc im Team von

Prof. Kleuser arbeitet. „Wir wollen aufklären, wie eine Aktivierung von Enzymen durch Vitamine überhaupt funktionieren kann – ein faszinierender Mechanismus.“ Hierzu werden im Labor Krebszellen mit Vitamin C behandelt, TET-Enzym-Aktivitäten gemessen und epigenetische Veränderungen an der DNA untersucht. Gerecke hat das Ziel, die Krebsforschung voranzubringen. Schon in seiner Doktorarbeit beschäftigte er sich mit der Identifizierung von Biomarkern für die Krebsfrüherkennung. „Krebs mit Vitaminen zu behandeln, galt lange Zeit als pseudowissenschaftlich“, so der Forscher. „Erst vor etwa zehn Jahren kam die Idee aus der ‚Voodoo-Ecke‘ heraus.“ Gerecke und Kleuser erinnern an die Anfänge: „Linus Pauling, der Entdecker von Vitamin C und Nobelpreisträger, wurde jetzt erst rehabilitiert“, berichtet Kleuser. „Schon Pauling hatte damals vermutet, dass Vitamin C bei Krebserkrankungen hilft. Er hatte

zwar keine großen Studien durchgeführt, wohl aber einige Fallbeispiele.“ Doch als die Wirkung wissenschaftlich belegt werden sollte, kam es bei entsprechenden klinischen Studien zu einem entscheidenden Fehler: „Das Vitamin C wurde nicht wie in den Fällen von Pauling intravenös, sondern oral verabreicht. Es erzielte aufgrund der zu geringen Dosierung keine positiven Effekte und der Nobelpreisträger galt als widerlegt“, berichtet der Potsdamer Professor. „Bis jetzt!“

Dazu passt die Beobachtung, dass bei Krebspatienten ein sehr niedriger Vitamin-C-Spiegel gemessen wird. „Das sollte man mit im Auge behalten“, bemerkt Dr. Christian Gerecke. „Es wäre kein großer Aufwand, Krebspatienten mit hoch dosiertem Vitamin C zu versorgen, zumal der Stoff gut verträglich ist. Da laufen derzeit viele Studien mit unterschiedlichen Schwerpunkten“, zeigt sich der Forscher zuversichtlich.



Krebs mit Vitaminen zu behandeln, galt lange Zeit als pseudowissenschaftlich.

ANZEIGE

Egal was kommt...

0000 0000 0000 0000

00/00 00/00
UTE MUSTERMANN

Übrigens Kreditkarten mit eigenem Motiv haben wir auch!
www.mbs.de

...vorbereitet mit der Sparkasse:

- Die besten Konten
- Die coolste Foto-Kreditkarte
- Die geilste APP

...läuft!

Wenn's um Geld geht

Mittelbrandenburgische Sparkasse

mbs.de

UNI FINDET STATT

Wissenschaft unter freiem Himmel

Nationale Geoparks vermitteln Geologie als Naturerlebnis



DR. JANA SCHOLZ

Höhlen, Meteoritenkrater, alte Bergwerke und riesige Findlinge: Solche und andere regionale Besonderheiten gibt es in deutschen Geoparks zu bestaunen. Sie geben Einblicke in die Millionen Jahre alte Erdgeschichte – mit Fossilien ausgestorbener Saurier, Spuren steinzeitlicher Menschen und Schätzen von Kelten und Römern. Die Parks wollen geologische Sehenswürdigkeiten für Wanderer, Naturfreunde und natürlich für Geologie-Begeisterte erlebbar machen. Zertifiziert werden sie von der GeoUnion Alfred-Wegener-Stiftung, dem Zusammenschluss der geowissenschaftlichen Fachverbände, Forschungseinrichtungen und Naturkundemuseen in Deutschland. Präsident der 1980 gegründeten Vereinigung ist seit nunmehr sieben Jahren der Potsdamer Geowissenschaftler Prof. Manfred Strecker, PhD. Seitdem ist die GeoUnion am Unicampus Golm angesiedelt.

Christof Ellger ist ihr Geschäftsführer. „Uns geht es vor allem darum, die Geowissenschaften in die Öffentlichkeit zu bringen“, erklärt der Geograf. In der Öffentlichkeit seien diese nämlich vor allem Thema, wenn Katastrophen passieren: bei Vulkanausbrüchen oder Erdbeben zum Beispiel. Die GeoUnion will sie darüber hinaus bekannter machen und hat dafür verschiedene Formen der Wissensvermittlung entwickelt – von Kindersachbüchern über öffentliche Vorträge bis zum Gestein des Jahres, das der Berufsverband der Deutschen Geowissenschaftler seit 2007 auswählt und in dessen Kuratorium Ellger ist. In diesem Jahr ist es der Andesit, ein besonders hartes und widerstandsfähiges vulkanisches Gestein.

„Die schönste Idee jedoch, geologisches Wis-

sen zu vermitteln, sind die Geoparks“, sagt Ellger. Bei der Einrichtung solcher Parks sei Deutschland weltweit führend gewesen. Schon seit 2002 gibt es sie hierzulande. Die GeoUnion sichert die Qualität der Parks mit einer Kommission, die über das Label „Nationale Geoparks“ wacht. Alle fünf Jahre wird das Zertifikat überprüft. Es kommt auch vor, dass ein Geopark das Gütesiegel verliert – gleichzeitig warten immer neue Anwärter auf die Zusage.

Seit 2016 können sich die bereits national zertifizierten Parks auch um den Titel „UNESCO-Geopark“ bewerben. Sechs UNESCO-Geoparks liegen in Deutschland, einer sogar in Brandenburg: der Muskauer Faltenbogen, der auch zu Sachsen und Polen gehört. „Ein Beispiel für eine tolle deutsch-polnische Zusammenarbeit“, sagt Ellger. Während andere Parks in Deutschland die Geschichte der vergangenen Jahrmillionen erzählen, bietet Brandenburg wie das gesamte norddeutsche Tiefland vor allem Einblicke in die vergleichsweise junge geologische Vergangenheit. Die hiesigen Geoparks veranschaulichen die Naturereignisse der vergangenen 400.000 Jahre.

„Der Muskauer Faltenbogen zeigt, wie die Eiszeit die Region prägte und hier ein besonderes Flusssystem, hunderte Seen sowie Torfmoore entstehen ließ.“ In der sogenannten Elster-Kaltzeit vor rund 340.000 Jahren stauchten und falteten Gletscher das Gestein, sodass nicht nur die charakteristische, hufeisenförmige Stauchendmoräne entstand, sondern auch tieferliegende Erdschichten hochgeschleppt wurden: unter anderem Braunkohle aus dem Zeitalter des Tertiär. Zu bieten hat der Park damit auch ein Stück Industriegeschichte, die in alten Bergbaugruben zu entdecken ist. Nicht zuletzt fand man 1903 in einer



CHRISTOF ELLGER



Fotos: © GeoUnion (2); Head office Geopark Muskauer Faltenbogen (re.)

Tongrube ein Mammutfossil, das wohl vor ungefähr 120.000 Jahren im Sumpf versank. Es ist das älteste in Deutschland erhaltene Mammutskelett.

„Wir wollen die Menschen in ihrer Freizeit abholen“, sagt Ellger. In jedem Park gibt es ein Infozentrum mit kleinen Ausstellungen zu den jeweiligen Attraktionen. Mit Geopfadern im Gelände, eigenen Landschaftsführerinnen und -führern und interaktiven Schautafeln können sich Naturbegeisterte über die regionalen Besonderheiten informieren. Auch die örtlichen Museen kooperieren mit den Parks und präsentieren geowissenschaftliche Forschung. Aber auch Wirtschaftsgeschichte und Architektur, die sich auf die geologische Ausstattung gründen, werden dort erfahrbar. „Die regionalen Gesteine sind im Alltag der Menschen bis heute präsent“, so Ellger. Im Geopark Schieferland in Thüringen zum Beispiel sind die

Häuserfassaden und -dächer oft aus Schiefer. In Brandenburg wiederum finden sich neben Sand, Kies und Braunkohle Tone, die unter anderem für die Ziegelproduktion genutzt wurden. Und manche Gesteinsaufschlüsse haben nicht nur einen wissenschaftlichen und wirtschaftlichen, sondern auch einen großen ästhetischen Wert. Wie etwa der Marmor-Bruch Unica im hessischen Geopark Westerwald-Lahn-Taunus, ein 380 Millionen Jahre altes fossiles Stromatoporenriff aus dem Devonmeer. „Hier wird der geologische Aufschluss zum Kunstwerk“, sagt Christof Ellger.

Tourismus, Bildung und Naturschutz, das sind die drei Hauptziele der Parks. „Wir betreiben Geoparkschutz“, so Ellger. Die Grube Messel in Hessen zum Beispiel, wo einst Ölschiefer abgebaut wurde, sollte noch in den 1980er Jahren zur Mülldeponie umfunktioniert werden. Dies konnten Forscherinnen und Forscher glücklicherweise verhindern – schließlich wurden dort bedeutende Fossilien gefunden, von Jahrmillionen alten Urpferdchen über Alligatoren bis zu frühen Primaten. Heute ist sie UNESCO-Welterbe. „Man könnte meinen, nur die belebte Natur brauche Schutz – aber auch Steine müssen geschützt werden.“



Die regionalen Gesteine sind im Alltag der Menschen bis heute präsent.



www.geoparks-in-deutschland.de/de/about.html



www.geo-union.de



PERSONALIA

Global mit Blick auf Afrika

Die neu ernannte Professorin für Globalgeschichte Marcia C. Schenck erforscht Migrationsbewegungen



DR. JANA SCHOLZ

Professuren in Deutschland, insbesondere an Historischen Instituten, sind meist eurozentrisch geprägt“, sagt Prof. Marcia C. Schenck, PhD. Die Historikerin ist seit Anfang 2020 Professorin für Globalgeschichte in Potsdam – und setzt neue Akzente. Über die Berufung auf eine der themenoffenen ausgeschriebenen Tenure-Track-Professuren der Universität Potsdam hat sie sich sehr gefreut. Denn sie bietet ihr die Möglichkeit, rein europäische Sichtweisen zu überwinden. Als Forscherin interessiert sie sich nämlich für einen Kontinent, der in globalwissenschaftlicher Perspektive sehr vernachlässigt sei: Afrika. „Mein Fokus auf afrikanische Geschichte hat hier offenbar Anklang gefunden.“ Sicher nicht ohne Grund, bestehen an der Universität doch etliche Möglichkeiten zur Vernetzung. Zum Beispiel zum Graduiertenkolleg „Minor Cosmopolitanisms“, das sich mit in Europa bisher wenig beachteten, globalen Formen von Weltbürgertum befasst.

In das Potsdamer Forschungsprofil passt Schenck auch deshalb besonders gut, weil sie die jüngere, regionale Geschichte in ihren globalen Zusammenhängen betrachtet. Für ihre Dissertation an der US-amerikanischen Princeton University befragte die Wissenschaftlerin Menschen, die aus sozialistischen Bruderstaaten in die DDR eingewandert waren. Ab den frühen 1960er Jahren waren Arbeitsmigranten ins Land gekommen – aus der Volksrepublik Polen oder aus Ungarn, ab den 1970er und 1980er Jahren auch aus Algerien, Kuba, Vietnam, Mosambik und Angola. Anders als bei den Gastarbeitern in Westdeutschland war die Migration zwischen den sozialistischen Ländern sehr stark staatlich gesteuert. „Es gab bilaterale Verträge, die die Zahl der Migrantinnen und Migranten und die Modalitäten des Aufenthalts genau festlegten“, erklärt Schenck.

„Im Kalten Krieg gab es sehr viel Bewegung: Gewerkschafter, Studierende, Schüler, Arbeiterinnen, alle gingen ins Ausland“, so die Histori-

kerin. „Das widerspricht dem Vorurteil, dass der Ostblock – auch mit seiner Mauer mitten durch Deutschland – etwas rein Statisches war.“ Schenck geht es um solche Globalisierungsprozesse abseits des westlichen, die bisher kaum erforscht sind. Was jedoch jeden Abwanderungsprozess, im Westen wie im Osten, damals wie heute, verbinde, sei der menschliche Faktor: „Migration findet einen Weg. Sie lässt sich nie vollständig regeln.“

Für ihre Dissertation in Princeton interviewte Schenck 268 Menschen aus Mosambik und Angola, die seit 1975 in der DDR gearbeitet, studiert oder eine Ausbildung gemacht hatten. Sowohl in Angola als auch in Mosambik hatten Bürgerkriege oftmals verhindert, dass die Menschen nach der Rückkehr in ihr Heimatland tatsächlich auch im Ausbildungsberuf arbeiten konnten. Erfolgsgeschichten gab es schon eher bei denen, die in den frühen 1980er Jahren zurückkehrten und Arbeit in der Textilbranche oder in Häfen fanden.

Aus ihrer Zeit in der DDR nahmen die Vertragsarbeiterinnen und -arbeiter dennoch einiges mit. „Meine Gesprächspartner erzählten mir, dass sie die Tradition der Montagsdemos aus der DDR mit nach Hause gebracht hätten. In Maputo gehen die Menschen allerdings mittwochs auf die Straße“, sagt Schenck und lächelt. Einige der Migranten sprechen noch heute Deutsch; und sie lernten andere Traditionen kennen. „Ich nenne sie ‚socialist cosmopolitans‘“, erklärt die Historikerin – also Weltbürger des Sozialismus. Sie erwarben einen kritischen Blick auf die Lebensumstände und Arbeitsverhältnisse ihres Heimatlandes. Viele blicken nostalgisch auf die Zeit in der DDR zurück, Politisches spielt in ihren Erinnerungen kaum eine Rolle.

Doch wie kommt eigentlich eine junge Frau, am Ende des Kalten Krieges geboren und im Westen des vereinigten Deutschlands aufgewachsen, dazu, über Sozialismus und afrikanische Geschichte zu forschen? „In der 11. Klasse war ich ein Jahr in Südafrika. Ich bin mit aufregenden Eindrücken zurückgekommen und wollte die sehr komplexe Geschichte des Landes verstehen.“ Im Bachelor-Studium der Internationalen Beziehungen in Massachusetts machte sie ein Zusatzzertifikat in Afrikawissenschaften, für den Master an der Oxford Universität entschied sie sich dann gleich ganz für Afrikawissenschaften. Im Fach zu Hause fühle sie sich, gerade weil sie keine Afrikanerin sei – die Bezüge zur deutschen Geschichte herauszuarbeiten, sei dann besonders fruchtbar.

Als Professorin in Potsdam hat Schenck nun einiges vor. Sie möchte in einem Publikationspro-



**ARBEITER AUS MOSAMBIK
IN DER BAUMWOLLSPINNEREI
MITTWEIDA ...**

jekt die Rolle der Organisation für Afrikanische Einheit (OAE) in Bezug auf Flüchtlingsschutzprogramme erforschen. „Weltweit existieren zwei rechtsverbindliche regionale Flüchtlingsschutzregimes, eines in Afrika, das andere in Europa“, erklärt die Historikerin. In Afrika jedoch reiche die Geschichte der Auseinandersetzung mit Flucht viel länger zurück. „Von der Geschichtsforschung sei bisher noch völlig unbeantwortet, warum Afrika hier Vorreiter war.“ Zudem plant die Professorin bereits ein Blended-Learning-Seminar, das sie an der Universität Potsdam mit internationalen Partnern im Sommersemester 2020 durchführen wird. Im „History Dialogues“-Projekt befassen sich Studierende mit und ohne Fluchterfahrung mit Oral History, einer Methode, die auf Interviews mit Zeitzeugen basiert. Beteiligt sind neben Potsdam und Princeton auch Universitäten und Nichtregierungsorganisationen in Ruanda, Paris, Athen, Madrid und in Jerusalem sowie im irakischen Sulaimani. Auch mit den Initiatorinnen des Refugees Teachers Program an der Uni Potsdam ist sie dafür bereits in Kontakt. Die Professorin bemüht sich außerdem um eine institutionelle Partnerschaft zwischen der Philosophischen Fakultät der Uni Potsdam und der Princeton University. Im Rahmen eines gemeinsamen „Global History Labs“ wird ein Massive Open Online Course Hunderten Studierenden auf der ganzen Welt einen globalgeschichtlichen Überblick und eine Vertiefung in Oral History geben.



**UND IM BRAUNKOHLEWERK
WELZOW.**

”

Migration findet einen Weg. Sie lässt sich nie vollständig regeln.

EXPERTENANFRAGE

„Demokratie verteidigt man mit Demokratie“

Der Rechtsextremismus-Forscher Gideon Botsch über den Rechtsruck in Deutschland



**MATTHIAS
ZIMMERMANN**

Seit Monaten gibt Gideon Botsch zahlreiche Interviews für Zeitungen, Radio- und TV-Sender. Doch der Grund dafür ist ihm selbst ein Dorn im Auge: Die Zahl rechtsextremistisch motivierter Anschläge, Übergriffe und Gewalttaten in Deutschland steigt. Vor allem aber erstarken Parteien in Parlamenten auf allen politischen Ebenen des Landes, die mehr oder weniger unverhohlenen rechte Positionen vertreten. Ist Deutschland – 75 Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges und dem Untergang des NS-Regimes – auf dem Weg „nach rechts“? Matthias Zimmermann sprach mit Botsch, der am Moses Mendelssohn Zentrum die Emil Julius Gumbel Forschungsstelle Antisemitismus und Rechtsextremismus (EJGF) leitet.

Herr Botsch, gibt es einen Rechtsruck in Deutschland?

Wir können schlecht behaupten, es gebe keinen. Immerhin ist erstmals in allen deutschen Kommunalparlamenten eine rechtsdominierte Partei vertreten, teilweise sogar als stärkste oppositionelle Fraktion. Wir haben zudem eine formiertere extreme Rechte. Eine politische Landschaft, in der die Sagbarkeitsgrenzen anderswo liegen als noch vor fünf bis zehn Jahren.

Einige Jahre schien es ruhig um rechts – stimmt das?

Nein. Es gab im Laufe der Jahre Auf- und Abwärtsbewegungen bei der politischen Rechten. Aber von Ruhe kann keine Rede sein. Ich würde zwar nicht von einer stetigen Erfolgsgeschichte seit

1990 sprechen, aber schon von einer dauernden Präsenz des rechtsextremen Basismilieus – und einer Ausweitung der Wirkungsmöglichkeiten.

Warum ist rechts jetzt wieder so offensichtlich präsent?

Dafür kommt eine ganze Reihe unterschiedlicher Gründe und Faktoren zusammen. Der Politologe Cas Mudde hat für deren Unterscheidung drei Kategorien vorgeschlagen: erstens die Nachfrageseite, was im Wesentlichen die Einstellung zum Ausdruck bringt. Hier haben wir ein festes Einstellungsbild, das grob gesagt so groß ist wie die Wählerschaft der AfD – was nicht bedeutet, dass alle Wählerinnen und Wähler der AfD ein rechtsextremes Weltbild haben und alle Menschen mit rechtsextremer Einstellung die AfD wählen. Die zweite Seite betrifft die Frage: Wie sind die rechtsextremen Akteure aufgestellt? Und das ist das Element, in dem in den vergangenen zehn bis 15 Jahren der entscheidende Wandel stattgefunden hat. Hier hat man gelernt, sich neu formiert und Dinge ausprobiert. Verantwortlich dafür ist die Kraft des Wechselspiels aus Neonazi-Szene, rechtsextremen und ausländerfeindlichen Straßenprotesten, einer medialen Landschaft und der Radikalisierung der AfD hin zu einer rechtsextremen Bewegungspartei.

Zwischen Nachfrage- und Angebotsseite gibt es eine dritte Ebene, die man als Gelegenheitsstrukturen bezeichnen kann. Das meint Situationen, die es rechtsextremen Akteuren ermöglichen, ihre Einstellungen wirkungsvoll in der Gesellschaft zu platzieren. Dazu zählen zweifellos die Eurokrise, die viele Menschen an der Stabilität der westlichen Strukturen zweifeln ließ, oder auch die Migrati-





onsereignisse der vergangenen Jahre. Ein weiterer Anlass wird entstehen, wenn die Debatten um Klimapolitik sich verschärfen. Jegliche Krisen in der parlamentarischen Demokratie nutzen rechtsextreme Akteure aus. Sie leben stark von der Schwäche der etablierten Parteien.

Ist Rechtspopulismus der neue Rechtsextremismus?

Rechtspopulismus kann rechtsextrem sein, muss es aber nicht. Ich halte nichts von einer begrifflichen Ersetzung, nur weil man sich nicht traut, Rechtsextremismus auch so zu nennen. In Europa haben viele, die in der rechtsextremen Ecke anfangen, auf die „Populismus-Karte“ gesetzt und sich deradikalisiert. Bei der AfD ist es genau umgekehrt. Sie ist als nicht rechtsextreme Formation gestartet, auch wenn es in ihr immer starke rechtsextreme Tendenzen gab – und bewegt sich auf einer schiefen Ebene nach rechts unten. Der Brandenburger Landesverband war indes immer schon ein rechtsextremer. Im Unterschied zur ersten Landtagsfraktion ist bei der jetzigen rund ein Drittel der Abgeordneten über die Schiene der Straßenproteste in die Partei eingezogen, ein weiteres Drittel steht diesen Kräften nah. Das ist schwer zu mäßigen und drängt immer wieder an die Oberfläche.

Die AfD hat in Brandenburg und Sachsen erreicht, wovon NPD & Co. jahrelang geträumt haben. Was ist das Geheimnis ihres Erfolges?

Von diesem Erfolg haben auch ganz andere Parteien geträumt. 25 Prozent der Brandenburger

haben die AfD gewählt, das sind nicht nur Abgehängte. Dafür gibt es komplexe Erklärungen. Neu und bemerkenswert ist, dass es den AfD-Politikern dank ihrer kommunikativen Strategien gelungen ist, sich gegen bestimmte Formen der politischen Auseinandersetzung zu immunisieren. Dass jemand wie Brandenburgs AfD-Chef Andreas Kalbitz durch seine rechtsextreme Vergangenheit und stabile Verbindungen in die Szene so gar nicht unter gesellschaftlichen Druck gerät, zeigt, dass sich kommunikativ in diesem Land einiges geändert hat.

Gibt es ein Kraut gegen den Erfolg der Rechten?

Demokratie! Für ein Land wie Brandenburg müssen wir feststellen, dass der demokratische Verfassungsstaat – als positive Größe –, der Partizipationsmöglichkeiten nicht nur erlaubt, sondern will und generiert, von der Lebenswirklichkeit vieler Bürgerinnen und Bürger sehr weit weg ist. Und nun haben wir die AfD, die sagt, sie kümmert sich. Dabei ist die AfD, die im Landtag sitzt, nicht die Partei, die sich um die Probleme der Menschen kümmert. Der Rückzug der Parteien aus der Fläche wurde in Brandenburg schon sehr früh diskutiert. Nur passiert ist wenig. Demokratie verteidigt man mit Demokratie. Indem man sie belebt. Die Potenziale, die die AfD an sich bindet, werden das hemmen. Das merkt man bereits auf kommunaler Ebene, wenn Sitze der Vertretungsorgane besetzt sind von Kräften, die an konstruktiver demokratischer Politik kein Interesse haben. Wir haben die Chance, die Demokratie ernsthaft zu erneuern. Und ich würde mir wünschen, dass es getan wird.



Jegliche Krisen in der parlamentarischen Demokratie nutzen rechtsextreme Akteure aus.

GRÜNE UNI

Weder altmodisch noch überholt

Starke Botanik an der Universität



DR. BARBARA ECKARDT

Ständig werden neue Pflanzenarten entdeckt, weltweit jedes Jahr etwa 2.000. Dazu braucht es profunde Kenntnisse über Struktur und Form der Organismen. Fachleute, die über gute Artenkenntnisse verfügen, sind seltener geworden – Arbeitsmarktanalysen belegen eindeutig, dass es bereits einen Mangel an Botanikern gibt. Angesichts von Biodiversität und Artenverlust engagieren sich PD Dr. Ewald Weber, Dr. Michael Burkart und PD Dr. Thilo Heinken gemeinsam mit Kolleginnen und Kollegen für eine starke Botanik und deren Zukunft an der Universität Potsdam.

Die Botanik erforscht einen Teil der Natur, sie ist die Lehre und Wissenschaft von den Pflanzen. „Botanik klingt vielleicht altmodisch und überholt, sie ist aber nach wie vor von großer Bedeutung sowohl für die Forschung als auch die Wissensvermittlung. Wegen der Aufspaltung in etliche neue Wissenschaftsdisziplinen sollte besser der Begriff Pflanzenwissenschaften verwendet werden“, sagt Ewald Weber.

Die Universität Potsdam unternimmt große Anstrengungen, um ein attraktiver Studienort zu sein. „Die gut aufgestellte Botanik ist ein Argument dafür, nach Potsdam zu kommen“, sagt der Kustos des Botanischen Gartens, Michael Burkart. Hinzu kommt, dass Absolventinnen und Absolventen dieses Wissenschaftsgebietes auf dem Arbeitsmarkt gute Chancen haben. „Sie können zum Beispiel in der Wissenschaft Karriere machen, in Behörden, Planungsbüros, Naturschutzverwaltungen oder Nichtregierungsorganisationen tätig sein“, so Thilo Heinken. An der Universität Potsdam bieten alle Beteiligten eine qualitätsvolle Ausbildung für die Studierenden



Die gut aufgestellte Botanik ist ein Argument dafür, nach Potsdam zu kommen.



auf dem Gebiet der Botanik an. Auch die Weiterbildung nimmt viel Raum ein. Nicht nur im Masterstudiengang Ecology, Evolution, and Conservation hat die botanische Ausbildung einen wichtigen Platz. Der Botanische Garten ist ein zentraler Ort und schlägt Brücken zwischen Forschung, Naturschutz und Bildung der breiten Öffentlichkeit. Die Beschäftigung mit der Systematik der höheren Pflanzen, Praktika in Bestimmungsübungen und botanisch-ökologische Geländepraktika im Raum Potsdam, in den Alpen oder im Mittelmeerraum sind Bestandteil des Studiums. Die Studierenden üben dabei das Erfassen und Kartieren aller Vorkommen von Pflanzenarten in einem bestimmten Gebiet.

Für den Ausbau des Lehramtes an der Universität Potsdam spielt die Allgemeine Botanik eine wichtige Rolle. Auch Übungen im Gelände, wie die Pflanzenbestimmung oder der Umgang mit dem Bestimmungsbuch, sind Teil des Curriculums. Die zukünftigen Pädagogen schaffen damit die Grundlagen für ihre spätere Lehrtätigkeit in der Schule. Sie erwerben Fähigkeiten, um die Schülerinnen und Schüler an die Natur und Pflanzen heranzuführen. Auch die Ökologische Station Gülpe ist dabei ein wertvoller Studienort. Forschung und Lehre sind in der Region gut vernetzt.

Von alten Sorten und jungem Gemüse

Studierende gärtnern in Golm



Der Studi-Garten ist nicht auf den ersten Blick sichtbar. Aber es lohnt sich, hinter das Haus 12 auf dem Uni-Campus Golm zu gehen. Seit 2012 gibt es dort einen Gemeinschaftsgarten. Studierende aller Fächer und Semester sind an diesem Ort ganzjährig und ökologisch aktiv. Sie bauen Obst und Gemüse an, „pflegen und gießen, ernten und genießen“, wie sie selbst sagen.

„Wir richten uns an Studierende, die Lust auf Gartenarbeit und oft nicht die finanziellen und räumlichen Möglichkeiten haben, Eigenes anzubauen“, sagt Lysander, einer der Aktiven. Der Studierendengarten nimmt inzwischen eine Fläche von etwa 300 Quadratmetern ein. Zu den derzeit insgesamt rund 40 Hobbygärtnerinnen und -gärtnern gehören Charlotte, Jonathan, Michael, Selina, Luzie und Isa. Sie pflanzen Gemüse und Kräuter auf Hochbeeten, legen Beete für Kartoffeln, Kürbisse, Erdbeeren und Blumen an, produzieren Saatgut. Es gibt Beerensträucher, einen Apfel- und einen Mispelbaum, Kiwi- und Traubepflanzen. Wichtig ist den Studierenden, bei ihrer Gartengestaltung auch an das Wohl der Insekten, Vögel und anderen Tiere zu denken. Deshalb pflanzen sie Strauchgehölze, bauen Vogelhäuser, Nistkästen, Insektenhotels und legen Teiche an. „Wir sind experimentierfreudig, setzen alte Sorten, wie

verschiedenfarbige Karotten, Tomaten, Bohnen und Mais, und nutzen verschiedene Anbaumethoden, wie Mischkulturen oder Fruchtwechsel in den Beeten, verzichten auf Dünger und bauen ganzjährig im Sinne eines ökologisch nachhaltigen Konzepts an“, erläutert Lysander. Die Studierenden haben viel Zeit damit verbracht, eine Kompostanlage, einen Wildzaun, einen Schuppen und eine Erdkammer als Gemüselager zu bauen und neue Strukturen der Beete zu schaffen. Bauern und Pferdebesitzer des Ortes Golm helfen, indem sie zum Beispiel Mist zur Verfügung stellen.

Seit Oktober 2019 vervollständigt ein von der Universitätsgesellschaft finanziertes Gewächshaus das Areal. Darin können unter anderem Salat, Blattkresse oder Spinat und eine Physalis-pflanze überwintern. Unterstützt wird das Team außerdem vom AStA.

Feste Mitgliedschaften oder Hierarchien gibt es im Gärtnerteam nicht, dessen „harten Kern“ ungefähr acht Personen bilden. Sie kümmern sich um die Organisation und teilen Verantwortlichkeiten auf. Daneben gibt es zahlreiche Interessierte und „Gelegenheitsgärtner“. Sie alle wollen den Garten auch in Zukunft weiterentwickeln und gedeihen lassen. Jede und jeder, auch Lehrende, sind stets willkommen. Die Türen stehen im wahrsten Sinne des Wortes offen. „Wir legen viel Wert auf gemeinsames Gärtnern. Es geht nicht um Leistung, sondern um Entspannung und Spaß an der Sache“, sagt Charlotte. Die Ernte wird unter den Helfern aufgeteilt, beim jährlichen Erntedankfest oder bei spontanen Grillfeiern wird das selbst Angebaute verspeist.



DR. BARBARA ECKARDT

Es antwortet:

Gerhard Püschel



Zur Person

Gerhard P. Püschel studierte Medizin in Kiel und habilitierte sich im Fach Biochemie an der Georg-August-Universität Göttingen. Seit 1999 ist er Professor für Biochemie der Ernährung an der Universität Potsdam. Er forscht insbesondere zu molekularen Ursachen der ernährungsabhängigen Fettleberentzündung und Insulinresistenz. Daneben entwickelt er Ersatzverfahren für Tierversuche und erhielt dafür den Forschungspreis des Landes Berlin zur Förderung der Erforschung von Ersatz- und Ergänzungsmethoden für Tierversuche.

EINS

Wie kommt man als Ernährungswissenschaftler dazu, Alternativen zu Tierversuchen zu entwickeln?

Ganz ehrlich, das war ein Zufallsprodukt: Ein Kerninteresse unserer Abteilung ist die Aufklärung der Mechanismen, die dazu führen, dass bei Übergewichtigen die Körperzellen nicht mehr auf das Hormon Insulin reagieren, das für die Senkung des Blutzuckers verantwortlich ist. Das betrifft auch Nervenzellen. Wir wollten eine Methode entwickeln, um zu zeigen, dass die insulinabhängige Regulation der Freisetzung von Überträgerstoffen aus Nervenzellen bei Diabetes-Modellen gestört ist. Das hat nicht geklappt, aber die Methode haben wir als Ersatzverfahren für den Maus-Tötungstest zur Bestimmung der Aktivität von Botulinum-Toxin (Botox), einem für therapeutische und kosmetische Zwecke eingesetzten bakteriellen Nervengift, weiterentwickelt. Das ist das Ersatzverfahren, das wir derzeit versuchen weiter zu verbessern.

ZWEI

Weshalb sind Sie Ernährungswissenschaftler geworden?

Ich bin kein Ernährungswissenschaftler. Ernährungswissenschaftler können viel mehr als ich. Ich bin nur Mediziner und Biochemiker und versuche diejenigen, die gerade Ernährungswissenschaftler werden wollen, für die Biochemie zu begeistern. Das ist ein tolles Fach.

DREI

Mit wem, tot oder lebendig, würden Sie gerne gemeinsam forschen?

Mit meinen Mitarbeitern.

VIER

Was wäre ihr nächstes Projekt, wenn Geld keine Rolle spielen würde?

Ein komplett nicht-biochemisches: Wie schafft man es, gesicherte wissenschaftliche Erkenntnisse zur krankheitsverhütenden Änderung des Lebensstils in der breiten Bevölkerung in die Praxis umzusetzen?

FÜNF

Wenn Sie den deutschen Wissenschaftsbetrieb ändern könnten, was würden Sie tun?

Das erfordert eine Antwort, die zu komplex für ein Kurzinterview ist. Aber ich würde letztlich versuchen, wieder mehr Freiräume für Forschungsprojekte zu schaffen, die nicht unter dem Druck stehen, Erfolgsindikatoren wie Publikations-Impact-Faktoren oder wirtschaftliche Nutzbarkeit zu bedienen.

SECHS

Wenn Sie an Ihre Kindheit denken, was fällt Ihnen dann ein?

Mit meiner Mutter in der Küche physikalische und chemische Alltagsexperimente durchführen, Geräte auseinandernehmen, um zu verstehen, wie sie funktionieren ... auf alles neugierig sein.

SIEBEN

Welche Eigenschaft hätten Sie gern?

Mehr Geduld.

ACHT

Wovon träumen Sie?

Von einer Welt ohne Vorurteile.

NEUN

Was hebt Ihre Stimmung?

Anderen eine Freude bereiten. Ein gutes Buch und dazu ein guter Rotwein.

ZEHN

Womit können Sie schlecht umgehen?

Mit jeder Art der Unaufrichtigkeit. Mit geistloser Unterhaltung bei schlechtem Essen und schlechtem Wein.

ELF

Haben Sie ein Lebensmotto?

Sprüche 30, 7 bis 9 oder Matth. 6, 19 bis 34.

ZWÖLF

Was können Sie verzeihen?

Alles, wenn es ehrlich bereut wird.

DREIZEHN

Worüber haben Sie sich zuletzt gefreut?

... das ist zu privat. Beruflich: das freudige Leuchten in den Augen einer jungen Kollegin über ein gelungenes Experiment.

VIERTZEHN

Welches sind Ihre Lieblingsorte in Potsdam?

Das wäre Schleichwerbung, aber ein kunstvoll gebräutes Bier mit Blick auf's Wasser gibt es da ... und wenn's noch passt: die halbrunde Bank am Ende der Allee mit Blick auf das Schloss Sanssouci und, für die Kunst, das Museum Barberini.

FÜNFZEHN

Meer oder Gebirge?

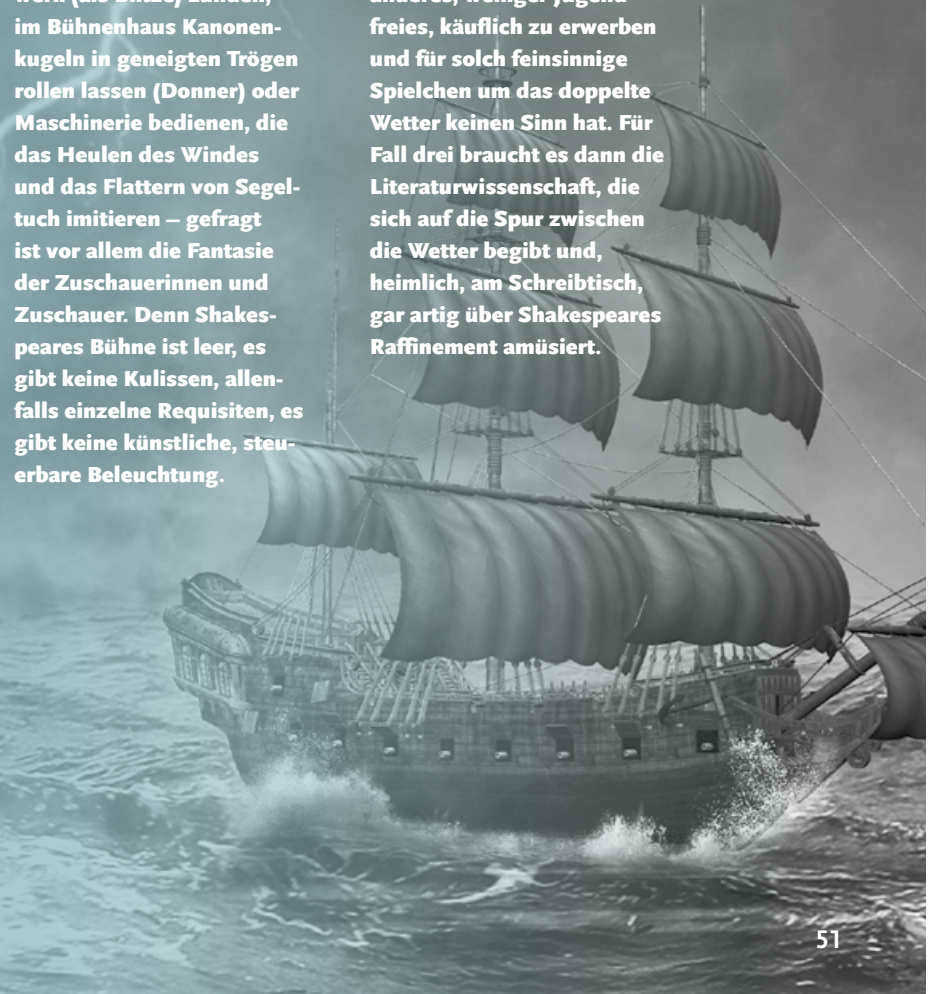
Abwechselnd, aber immer wandernd.

WISSEN KURIOS

Der Literatur- wissen- schaftler Johannes Ungelenk antwortet auf die Frage: **WIE IST DAS WETTER BEI SHAKE- SPEARE?**

Häufig schlecht, selbstverständlich, wie es sich für einen Dramatiker von der Insel gehört. Berühmt sind vor allem Shakespeares Stürme: In „King Lear“ und „Julius Caesar“ tobt das fiese Wetter über Szenen hinweg, zum Ende seiner Karriere hat Shakespeare mit „Der Sturm“ dem Starkwetter dann, will man dem Titel glauben, gar ein ganzes Stück gewidmet. Tatsächlich stürmt es hier, im engeren Sinne, nur in der ersten Szene, dort allerdings gewaltig: Shakespeare wagt wohl als erster englischer Dramatiker die Darstellung eines Schiffbruchs auf offener Bühne. An dieser Herausforderung müssen nicht nur die fleißigen Helferlein mitwirken, die an Seilen oder Drähten geleitetes Feuerwerk (als Blitze) zünden, im Bühnenhaus Kanonenkugeln in geneigten Trögen rollen lassen (Donner) oder Maschinerie bedienen, die das Heulen des Windes und das Flattern von Segeltuch imitieren – gefragt ist vor allem die Fantasie der Zuschauerinnen und Zuschauer. Denn Shakespeares Bühne ist leer, es gibt keine Kulissen, allenfalls einzelne Requisiten, es gibt keine künstliche, steuerbare Beleuchtung.

Das Wetter ist in Shakespeares Hauptspielstätte, dem Globe Theatre, ein doppeltes. Das Globe ist ein Freilichttheater, nur Teile der Bühne und die Gallerie-sitzplätze sind überdacht. Wenn Francisco am Anfang von „Hamlet“ sagt „’s ist bitterkalt“, kann dreierlei passieren: Erstens, das Publikum lacht sich schlapp, weil es im Londoner Sommer zur Zeit der Aufführung gerade ganz und gar nicht kalt ist; zweitens, es lacht sich schlapp, gerade weil es an einem regnerischen Frühlingstag während der Aufführung tatsächlich bibbert; oder drittens: Es passiert gar nichts, weil das Publikum gerade beschäftigt ist, sich irgend vor dem strömenden Regen zu schützen oder Orangen oder anderes, weniger Jugend-freies, käuflich zu erwerben und für solch feinsinnige Spielchen um das doppelte Wetter keinen Sinn hat. Für Fall drei braucht es dann die Literaturwissenschaft, die sich auf die Spur zwischen die Wetter begibt und, heimlich, am Schreibtisch, gar artig über Shakespeares Raffinement amüsiert.



NACHWUCHS

Lehrerzimmerplausch

Zwei Absolventen tauschen sich jeden Freitag im eigenen Podcast über den Alltag im Klassenzimmer aus



DR. JANA SCHOLZ

Vergessene Sportbeutel, nicht gemachte Hausaufgaben, Lärm im Klassenzimmer: Der Berufsalltag von Lehrerinnen und Lehrern kann stressig sein. Für Tiana Vortmüller und Maximilian Schulze ist es jedoch „der beste Job der Welt“. In ihrem Podcast „Lehrerzimmerplausch“, der seit November wöchentlich zu hören ist, sprechen die beiden über ihre Alltagserlebnisse als junge Lehrer und über neueste didaktische Methoden: von Gamification über demokratische Schulen bis hin zur Türschwellenpädagogik.

Zwar sind sie noch jung, aber unerfahren sind sie nicht. Tiana Vortmüller begann 2013 Englisch und Lebensgestaltung-Ethik-Religionskunde auf Lehramt zu studieren. Nebenbei arbeitete sie als Vertretungslehrerin an Schulen in Hennigsdorf, Falkensee und schließlich an der Voltaireschule in Potsdam. Seit dem Schuljahr 2019/20 ist sie dort Referendarin. Maximilian Schulze schließt gerade das Lehramtsstudium in Sport und Physik ab. Für ein knappes Jahr betreute er eine Home-schooling-Klasse auf Mallorca. „Das war cool – eine ganz kleine Klasse, die je nach Jahreszeit zwischen Mallorca und der Schweiz gependelt ist“, berichtet der 29-Jährige. „Ich konnte didaktisch völlig neue Methoden ausprobieren.“ Im Moment ist Schulze im Praxissemester an einer Potsdamer Gesamtschule, bei der er zuvor schon seit anderthalb Jahren als Vertretungslehrer gearbeitet hatte.

Der „Kaffeepottcast“ erscheint immer freitags – dann treffen sie sich bei Maximilian am Esstisch und nehmen mit zwei Laptops und zwei Mikrofonen auf. Ohne Produzent, ohne Aufnahmeleitung, ganz intim. „Der Lehrerzimmerplausch findet zwar nicht im Lehrerzimmer statt, aber es fühlt sich so ähnlich an“, sagt Vortmüller.

„Nach den ersten drei Minuten vergesse ich, dass wir gerade einen Podcast aufnehmen. Es macht richtig Spaß!“ Im November gestartet, bringen die beiden Lehrer wöchentlich eine Folge – und haben schon viele Hörerinnen und Hörer für ihre charmanten Gespräche gewinnen können, bei denen sie sich den Ball hin und her spielen wie beim Pingpong.

Die Idee entstand im vergangenen Jahr. „Wir kennen uns aus dem Studium und haben immer viel über das Lehrersein gesprochen. Dann hat mir Max von seiner Idee erzählt, einen Podcast zu machen“, berichtet Vortmüller. Mit ihren unterschiedlichen Fächerkombinationen ergänzen sie sich gut, und Vortmüller bringt viel Wissen aus ihrer Zeit als Tutorin für Fachdidaktik an der Uni Potsdam mit. Tatsächlich ist Forschung im Podcast immer präsent, vor jeder Folge sehen sie sich die aktuelle Studienlage zum Thema an. Der Podcast hat deshalb auch einen großen Einfluss auf ihre eigene Arbeit an der Schule. „Seit unserer ‚Hausaufgaben‘-Folge gebe ich mit einem ganz neuen Gefühl Schularbeiten auf“, sagt Schulze. Das ist es auch, was sie sich für ihre Zuhörerinnen und Zuhörer wünschen. Sie wollen didaktische Methoden reflektieren, sich Meinungen bilden – den Austausch anregen. „In dem Job ist das ganz wichtig“, findet Vortmüller. „Wenn jeder nur sein Ding macht, wird Unterricht langweilig und tendenziell schlechter. Lehrerzimmerplausch, also sich mit Kollegen auszutauschen, ist bereichernd.“ Perfekte Lösungen für die Alltagsprobleme, die sie alle als Lehrer hätten, haben sie ganz bewusst nicht im Angebot. „Aber wir können Ideen sammeln und jeder kann sich überlegen, wie er oder sie im Klassenzimmer etwas verändern kann“, so die Referendarin.



**Ich glaube, dass der
Lehrerberuf sehr
attraktiv geworden
ist. Es kommen viele
Junge nach.**

**MAXIMILIAN SCHULZE (LI.) UND
TIANA VORTMÜLLER**



Zwar herrsche in Potsdam kaum Lehrermangel, weil es so viele Studierende gebe, die nach dem Abschluss bleiben wollen. „Ich glaube aber auch, dass der Lehrerberuf sehr attraktiv geworden ist, es kommen viele Junge nach. Für mich ist es der beste Job der Welt“, sagt Tiana Vortmüller. In ihrer 20. Podcast-Folge baten die beiden Nachwuchslehrer daher die Zuhörerinnen und Zuhörer, ihnen Geschichten darüber zu schicken, was sie an ihrer Arbeit schätzen – von Schülerinnen, die noch nach dem Unterricht zu Doppelkonsonanten weiterarbeiten wollen, bis zu solchen, die dem Lehrer Mut machen, wenn eine Hospitation ansteht. „Ich finde es total schön, im Klassenzimmer junge Leute sitzen zu haben, mit denen ich Projekte starten und gemeinsame Erfolgserlebnisse haben kann“, so die Referendarin. Mit ihrer 11. Klasse bereite sie kürzlich eine Debatte darüber vor, ob das Angebot der Schulcafeteria nur noch vegetarisch sein sollte. „Die Schüler haben so tolle Argumente gefunden und sich richtig reingehängt.“

Natürlich sind nicht alle Schülerinnen und Schüler motiviert. Und Störungen im Klassenzimmer sind auch im Podcast schon Thema gewesen. Da gibt es zum Beispiel Jugendliche, die bis zum Umfallen kippen, mitten im Unterricht aufsprin-



gen oder „hä?“ rufen, bevor die Aufgabenstellung überhaupt erläutert wurde. „Man muss sich immer fragen, warum ein Schüler nicht motiviert ist“, sagt Schulze. Ist er über- oder unterfordert? Kann ich Arbeitsaufträge verändern? „Wenn man vier, fünf Stellschrauben ausmachen kann, an denen sich etwas ändern lässt, hat jeder Lehrer die Möglichkeit, den Schüler abzuholen.“

In Zukunft wollen die beiden auch mal den häuslichen Esstisch verlassen und von Tagungen, Workshops und Messen zum Fach berichten. Und sie möchten mehr mit Experten aus der Erziehungswissenschaft ins Gespräch kommen – vielleicht ja auch von der Uni Potsdam. Mit dem Zentrum für Lehrerbildung und Bildungsforschung (ZeLB) sind sie jedenfalls schon in Kontakt.

 www.instagram.com/lehrerzimmerplausch

ES WAR EINMAL

75 Jahre Potsdamer Konferenz



PROF. DR. UTA HERBST
EXPERTIN FÜR
VERHANDLUNGSMANAGEMENT

Bei der Potsdamer Konferenz, die vom 17. Juli bis zum 2. August 1945 auf Schloss Cecilienhof stattfand, verhandelten die Siegermächte des Zweiten Weltkriegs über wichtige Fragen der Nachkriegsordnung. Immer wieder wird dieses historische Ereignis als Beleg für das Verhandlungsgeschick Stalins angeführt. Und tatsächlich gelang es dem Staatsoberhaupt der Sowjetunion sich durch einige geschickte Schachzüge Vorteile in dem Verhandlungsmarathon zu verschaffen. Allerdings kamen den Russen auch externe Einflüsse zu Hilfe.

Dass die Verhandlung auf russischem Besatzungsgebiet stattfand, gestattete Stalin, den Verhandlungsort sehr detailliert zu präparieren, wie noch heute auf Schloss Cecilienhof zu sehen ist. Zudem trug er dem amerikanischen Präsidenten die Rolle des Vorsitzenden der Konferenz an. Hierdurch verhinderte er eine stärkere Koalitionsbildung der USA und England. Dadurch, dass der britische Premierminister Churchill während der

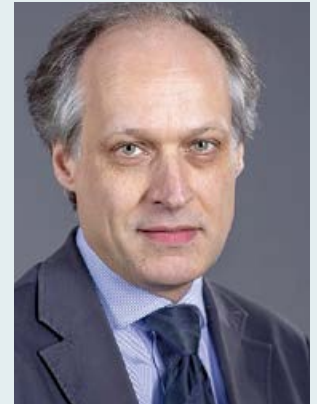
Konferenz abgewählt wurde, war Stalin außerdem der einzige Regierungschef, der bereits bei den vorhergehenden Konferenzen in Teheran und Jalta anwesend gewesen war und damit die Verhandlungshistorie einschätzen konnte. Durch geschicktes Taktieren mit den auf der Konferenz besprochenen Themen gelang es ihm schließlich auch, eines seiner zentralen Ziele durchzusetzen, nämlich die Ostgrenze Deutschlands nach Westen zu verschieben, um im Osten Teile Polens zu annektieren. Dafür täuschte er seine Verhandlungspartner bewusst und suggerierte diesen, dass der überwiegende Teil der dort bislang lebenden Deutschen bereits geflüchtet sei.

Die taktischen Spielchen Stalins waren letztlich jedoch rein opportunistisch und übervorteilend, sie führten zu keinem stabilen Vertrag. Auch wenn Stalin vielleicht vordergründig ein gutes Verhandlungsergebnis auf der Potsdamer Konferenz erzielen konnte, war es letztlich für ihn suboptimal. Sein großes Ziel, ein geeintes Deutschland in den russischen Einflussbereich zu ziehen, wurde durch den aus der Konferenz hervorgehenden Kalten Krieg aus den Augen verloren.

DR. VICTOR MAUER HISTORIKER

Mehr als zwei Wochen hatten Hunderte Journalisten in der zweiten Julihälfte 1945 vor den Toren Potsdams ausgeharrt. Am 3. August konnten sie dann endlich das Ergebnis der nach Teheran und Jalta letzten Konferenz der drei Hauptsiegermächte des Zweiten Weltkriegs, Großbritannien, USA und Sowjetunion, in die Welt hinausschreiben. „Terminal“, das britische Codewort für die Tagung, war auch deshalb ein passender Begriff, weil die beteiligten Akteure nach Anhaltspunkten für eine neue Weltordnung suchten. International begrüßte die Presse das „Friedenswerk“ und feierte den vermeintlichen Schulterchluss der Großen Drei. Ganz anders lautet bis heute vielfach das Urteil der Geschichtswissenschaft. Im Grunde habe die Potsdamer Konferenz die Nachkriegsordnung des Kalten Krieges fixiert und die Teilung Deutschlands, Europas und der Welt etabliert.

Bei genauer Betrachtung bedarf dieses Urteil der Korrektur. Denn die zentralen Akteure begriffen die Nachkriegsvereinbarungen als provisorischen Frieden – eine Art Präliminarfrieden, der es ihnen ermöglichen würde, sich im Laufe der Zeit Klarheit über die Möglichkeiten einer endgültigen Friedensregelung zu verschaffen. Mit Ausnahme von Flucht und Vertreibung hatten die meisten Beschlüsse von Potsdam der Absicht der Beteiligten nach nur temporären Charakter. Keine Partei verließ Schloss Cecilienhof in der Überzeugung, Deutschland, Europa und die Welt geteilt zu haben. Teilung und Nachkriegsordnung waren Resultate der sich seit 1947 verschärfenden Ost-West-Konfrontation. „Potsdam 1945“ schuf also die Bedingungen der Möglichkeit. Das aber heißt zugleich: Die Potsdamer Konferenz stand für ein Ende ohne Ende und eine Vergangenheit, die erst vergehen konnte, als die Hauptsiegermächte die deutsche Frage im Spätsommer 1990 einer einvernehmlichen Lösung zuführten.



Die Stiftung Preußische Schlösser und Gärten Berlin-Brandenburg plant vom 1. Mai bis 1. November 2020 eine Sonderausstellung im Schloss Cecilienhof:



www.spsg.de/aktuelles/ausstellung/potsdamer-konferenz-1945-die-neuordnung-der-welt



ZEITREISE

Endlich zu Hause!

Warum das HPI auch 2020 seinen 20. feiern kann



Im Oktober 2019 feierte das Hasso-Plattner-Institut sein 20-jähriges Bestehen. Neben einer großen Gala gab es eine zweitägige Konferenz zum Thema „Designing Digital Transformation“, bei der sich alles um das zweite große Jubiläum des Jahres drehte: 50 Jahre Internet. Zahlreiche Gratulanten und Gäste aus Politik, Wirtschaft und Wissenschaft kamen zu beiden Jahrestagen. Die Festrede des Galaabends hielt der Institutsgründer selbst. Der Blick zurück zeigt eine Erfolgsgeschichte: 2017 erhielt der 100. HPI-Bachelorabsolvent seine Urkunde, schon 2016 war der 500. Masterabsolvent verabschiedet worden. Das HPI unterhält Außenstellen in Kapstadt, Haifa, Nanjing, New York und Irvine (Kalifornien). Und seit 2018 wächst das HPI mit den Bauarbeiten am „Waldcampus“ in Griebnitzsee zu einem „universitären Exzellenz-Zentrum im Bereich Digital Engineering“ heran, das sich Hasso Plattner vielleicht schon 1998 vorgestellt hatte.

Wir wollen nun, ein knappes Jahr nach dem Jubiläum, noch einmal feiern. Immerhin begehrt der HPI-Campus – physisch, ganz undigital – erst 2020 seinen Jahrestag. Denn als Mann der Tat wollte Hasso Plattner 1998 nicht warten, bis aus Ideen Häuser wurden. Mit der Gründung des „Hasso-Plattner-Instituts für Softwaresystemtechnik GmbH“ im Oktober ging es sofort los. Um sicherzustellen, dass schon im Jahr darauf die ersten Studierenden immatrikuliert werden konnten, wurden kurzerhand Räumlichkeiten am Luftschiffhafen angemietet. Die Grundsteinlegung für die institutseigenen Gebäude auf dem Unicampus in Griebnitzsee folgte dann im Juli 2000. Plattner selbst bestückte die Zeitkapsel. Gebaut wurde im Eiltempo, sodass sie bereits im November 2001 eingeweiht wurden – mit dabei

im Übrigen der ehemalige sowjetische Präsident Michail Gorbatschow. Deshalb erfolgten die Zeugnisübergabe an die ersten Absolventinnen und Absolventen sowie die Begrüßung der ersten Masterstudierenden im Frühjahr 2003 dann auch schon im „eigenen Zuhause“. Seitdem ist das HPI immer weiter gewachsen: Das HPI-Forschungskolleg, die HPI School of Design Thinking und das Hasso Plattner Ventures Management, das Future SOC Lab – sie alle brauchten Platz.



Das Jubiläum des Baubeginns ist zugleich ein Jahr des abermals ersten Spatenstichs.





Eine erste Erweiterung entstand schon 2005 mit und neben der ehemaligen Reichsbahnvilla an der August-Bebel-Straße, 2009/10 dann nordöstlich des Campus jenseits der Bahntrasse. Im April 2017 gründeten HPI und Universität Potsdam die gemeinsame Digital Engineering Fakultät. Nur wenig später wurden die Pläne für den künftigen Waldcampus konkret – und seit 2019 wird wieder gebaut. So ist das Jubiläum des Baubeginns zugleich ein Jahr des abermals ersten Spatenstichs.



Fotos: © HPI/Kay Henschelmann (u. li.); HPI/Lutz Hammebaum (re.); Karla Fritze (B)



**HASSO PLATTNER (3.V.L.)
MIT MATTHIAS PLATZECK (2.V.L.)**



**MICHAIL GORBATSCHOW,
MANFRED STOLPE UND
HASSO PLATTNER (V.L.N.R.)**

UNI-WORT

Von Wortungetümen und strangulierten Verben



ANTJE HORN-CONRAD

In der Redaktion dieses Magazins existiert eine kleine Hitliste der schönsten und zugleich schaurigsten Wortungeheuer, die sich uns bei der Recherche von Themen in den Weg stellen: Problemlösungskompetenz, modalitätsspezifische Doppelaufgabeninterferenz oder auch Transferwertschöpfungsstruktur zur Sicherung der Nachgründungsunterstützung.

Nun, wir sind tapfere Ritterinnen und Ritter der geschriebenen Sprache und wissen uns in Wortgefechten mit spitzer Feder zu verteidigen. Manche dieser Scheusale aber scheinen sieben Köpfe zu haben. Kaum ist einer abgeschlagen, züngelt es schon aus dem nächsten Maul: Qualitätsentwicklungsansätze, Systemreakkreditierung, Hochschulzugangsberechtigung.

Die zwar verständliche, aber auch seltsam anmutende Hangabrutschung klingt da vergleichsweise melodisch, auch wenn sich die Autoren fragen, was wohl dem guten alten Hangrutsch auf seinem steilen Weg sprachabwärts geschehen sein mag. An welcher Stelle ist er ab-gestürzt? Und wo hat er sich das -ung eingefangen?

Aber warum sollte es ihm anders ergehen als den vielen lebendigen Verben, die nicht nur in

der Wissenschaftssprache mit einer Nachsilbe stranguliert wurden. Wo Menschen einst fröhlich forschten und entwickelten, werden heute Forschungen be- und Entwicklungen vorangetrieben. Passiv natürlich. Wo kein Aktiv, da auch kein Täter. Wenn es schief geht, ist es nachher keiner gewesen.

Noch mehr erstaunt uns der zunehmende Gebrauch Verben verschlingender Komposita. Manch einer hetzt von einer Schwerpunktsetzung zur nächsten Themenfindung und sucht am Ende verzweifelt nach dem erlösenden Tätigkeitswort. Dann schlägt die Stunde der drei Hilfsverben. Oder es drängelt sich ein schnödes „machen“ dazwischen: Medikamente machen Nebenwirkungen und Leute Erfahrungen. Das lassen wir jetzt mal wirken und erzählen, was wir unlängst bei einer – oh Monster – Diskussionsveranstaltung erfahren haben. Da wurden gleich mehrfach Angebote angeboten und Untersuchungen untersucht. Macht Sinn, wenn man nur fest genug daran glaubt, dass sich ein Sinn machen lässt! Für uns jedenfalls ergibt es Sinn, den Stift zu zücken und hier und da mal etwas durchzustreichen.

Die Tageszeitung der Landeshauptstadt als E-Paper!

Einfach schneller informiert

Das PNN E-Paper informiert jederzeit über alles Wichtige aus Potsdam, Berlin, Deutschland und der Welt. Bequem auf dem Weg zur UNI vorinformieren, online oder offline, dank moderner Archivfunktion. Mit der SocialMedia-Funktion können wichtige News sofort weitergegeben werden. Moderner Zeitungslesen geht nicht.

Ihre Vorteile

- ✓ Für 3 Geräte parallel nutzbar
- ✓ Zugriff jederzeit online und offline
- ✓ Schon am Vortag ab 21.00 Uhr die kommende Ausgabe erhalten
- ✓ Endet automatisch

30 Tage gratis



Jetzt bestellen

pnn.de/probe

Telefon: (0331) 23 76 -100

Weitere Angebote im Paket mit Tablet oder Smartphone: pnn.de/epaper



TAGESSPIEGEL

POTSDAMER
NEUESTE NACHRICHTEN



Portal

Das Potsdamer Universitätsmagazin

.....
www.uni-potsdam.de